Der Stil von G. A. Bürgers Lyrik.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Marburg

vorgelegt von

AUGUST BARTH

aus Hamburg

Marburg
1911
(Nordische Verlagsanstalt R. Hieronymus,
Neumünster i. H.)

G.A. Bürger-Archiv

G.A. Bürger-Archiv

Von der philosophischen Fakultät als Dissertation
angenommen am 17. Februar 1910.
Referent: Herr Professor Dr. Ernst Elster.

Meinen Eltern

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Literatur.

Bürgers Gedichte. Herausg. von Arnold E. Berger. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut.

Gottfried August Bürger's sämtliche Werke in 4 Bd. Göttingen 1844.

Briefe von und an G. A. Bürger. 4 Bd. Herausg. von Adolf Strodtmann. Berlin 1874.

Beyer, Valentin: Die Begründung der ernsthaften deutschen Ballade durch G. A. Bürger. Straßb. 1905. Qu. u. F. Bd. XCVII.

Wurzbach, Wolfgang v., Gottfried August Bürger; Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1900.

Elster, Ernst: Prinzipien der Literaturwissenschaft, Halle 1897. 1. Bd.

Wundt, Wilhelm: Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte. Bd. 1 und 2; Leipzig 1904.

Schillers Sämtliche Werke; Säkularausgabe. Stuttgart. Bd. 16, herausgeg. von Jul. Petersen.

Jacob Grimm und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. I. Bd. 1854, bis jetzt. Leipzig; Verlag von S. Hirzel.

Moriz Heyne: Deutsches Wörterbuch; I. Bd. 1890; II. Bd. 1892; III. Bd. 1895. Leipz.; Verlag v. S. Hirzel.

W. Wilmanns: Deutsche Grammatik. 1. Bd., 2. Aufl. 1897; 2. Bd. 1896; 3. Bd., 1. Teil 1906.

G.A. Bürger-Archiv

G.A. Bürger-Archiv

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Kapitel I: Charakteristik des Dichters 1
1. Das Vorstellungsleben 1
Phantasie 1
Anschauliche Phantasie 1
Visuelle Eindrücke 2
Akustische Eindrücke 3
Kombinatorische Phantasie 5
Eigentümlichkeit der Phantasie 6
Verstand 7
Klarheit und Deutlichkeit 10
2. Das Gefühlsleben und die Willensimpulse 11
Affekte 11
Selbstgefühl 13
Mitgefühl 15
Gemeinschaftsgefühle 20
Religiöse Gefühle 23
Lebensanschauung 25

Kapitel II: Die ästhetischen Grundlagen des Stiles. Würdigung einzelner Teilstücke 29
1. Anakreontische Jugendgedichte 29
2. Minnelieder 33
3. Lieder unter pietistischem Einfluß 35
4. Lieder an Dorette 37
5. Mollylieder 39
6. Lieder an E. Hahn 48
7. Oden 49
8. Soziale, politische Lieder 51
9. Gedichte zur Kunstkritik 52
10. Vermischte Gedichte 52
Zusammenfassung 54

Kapitel III: Die ästhetischen Apperzeptionsformen 57
A) Die objektiven ästhet. Ap. 57
1. Die beseelende oder personifiziende Ap. 57
2. Die verwandelnde Ap. 62
3. Die metaphorische Ap. 63
4. Die metonymische Ap. 73
Synekdoche 74
5. Die symbolische Ap. 74
6. Die antithetische Ap. 75
7. Die epithetische Ap. 76
8. Die umschreibende Ap. 80

Seite

B) Die subjektiven ästhet. Ap. 81
1. Hyperbel 82
2. Wiederholungen 83
Anaphora 83
Epiphora 84
Verbindung beider 84
Epanastrophe 84
Epizeuxis 85
Symploke 85
3. Häufungen sinnesverwandter Wörter und Wendungen 86
Tautologie 86
Pleonasmus 86
Kumulation 86
4. Variation 87
5. Asyndeton und Polysyndeton 88
6. Mittel zur Steigerung der Spannung 89

Kapitel IV: Die Sprache 91
A) Zur Laut- und Flexionslehre 91
Vokalismus 91
Konsonantismus 91
Deklination 91
Konjugation 92
B) Zur Wortlehre 92
I. Die stilistischen Werte des Wortschatzes 93
Archaische Wörter 93
Dialekt 95
Umgangssprache 96
Bibel 97
Fremdwörter 97
II. Zusammensetzung und Ableitung 98
III. Bedeutungswandel 101
IV. Wortkategorien 102
C) Zur Satzlehre 103
I. Satzarten 103
Ausrufungssätze 103
Fragesätze 105
II. Satzverknüpfung 108
III. Wortstellung 111

Schluß 115

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Einleitung.

Jede starke Dichter-Persönlichkeit wird auch in ihrem Stil, in der künstlerischen Gestaltung des Wortes, unverkennbare Merkmale ihrer Eigenart zurücklassen. „Was wir im prägnanten Sinne Stil nennen, ist eben nur Ausdruck der Persönlichkeit; in diesem Sinne gilt Buffons Satz: „le style, c'est l'homme même." (R. M. Meyer, Deutsche Stilistik; München 1906, S. 217). Unsere Aufgabe wird es nun sein, in dem Stil Bürgers seine Individualität wieder zu erkennen.

Zu diesem Zwecke werden wir mit Hilfe der von Elster in den „Prinzipien der Litteraturwissenschaft" (Halle 1897) vertretenen psychologischen Methode versuchen, das Seelenleben unsres Dichters zu zergliedern, wobei wir nicht nur die lyrischen Erzeugnisse, sondern oft auch seine Balladen heranziehen müssen. Indem wir das Phantasie-, Verstandes- und Gefühlsleben, die objektiven und subjektiven psychologischen Grundlagen seines Sprachstils erschließen, werden wir eine weitgehende Charakteristik Bürgers gewinnen. Diese Charakteristik wird uns schon bei der individualisierenden Beschreibung einzelner Teilstücke, die wir einer ästhetischen Würdigung zu unterziehen haben, von großem Nutzen sein. Auch bei der dann folgenden Charakteristik der stilistischen Einzelheiten, der objektiven und subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen, werden wir oft die Individualität des Dichters erkennen, z. B. seine Neigung, die Natur, die konkreten Dinge mit menschlichem Seelenleben auszustatten, bei der personifizierenden Apperzeption, seine assoziative Phantasie, die Gedankenverbindungen bei der metaphorischen Apperzeption, die Kultur- und Bildungsschicht in den Beiwörtern, seine Neigung zu Affekten, zur Gefühlssteigerung bei den subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen.

Schließlich werden wir die einzelnen Bestandteile des *Sprach*stils einer eingehenden Betrachtung zu unterwerfen haben:

Der Wortschatz seiner poetischen Sprache, die Neubildung von Wörtern durch Zusammensetzung und Ableitung, der Bedeutungswandel sind festzustellen. Ferner müssen die stilistischen Werte des Satzbaus ermittelt werden.

G.A. Bürger-Archiv

Kapitel I.

Charakteristik des Dichters.

1. Das Vorstellungsleben.

„Das Vorstellungsleben bethätigt sich vor allem in den Formen der Phantasie und des Verstandes." („Prinzipien" S. 78.)

„Die beiden Hauptmerkmale der Phantasie bestehen darin, daß sie ein Denken in Anschauungen ist und daß sie durch reichen Zufluß der Assoziationen originelle Verbindungen, Kombinationen der Vorstellungen ermöglicht. Je nachdem nun die eine oder die andre dieser beiden Seiten der Phantasie in dem Bewußtsein eines Menschen in hervorragender Weise entwickelt ist, können wir mit Wundt von anschaulicher oder von kombinatorischer Phantasie sprechen." („Prinzipien" S. 93.)

Bürger zeichnet sich durch die Anschaulichkeit seiner Phantasie aus, während die kombinatorische Phantasie nicht sehr stark entwickelt ist. Auch in der Theorie fordert er lebendige Anschaulichkeit, so sagt er einmal: „ der Geist der Popularität, das ist, der Anschaulichkeit und des Lebens für unser ganzes gebildetes Volk." (s. W. III. S. 204). Die Anschaulichkeit macht sich besonders in seiner Begabung für die Schilderung visueller Eindrücke geltend und tritt natürlich auch in den ästhetischen Apperzeptionsformen hervor, ja gerade hier ist sie sehr bemerkenswert. Anschaulich geschildert ist z. B. das ganze Gedicht 68 „Zum Geburtstage", in welchem das Leben mit einem heiter und ruhig dahinfließenden Bache verglichen wird. Aehnlich ist die Personifikation des Baches in Ged. 18 „Das Dörfchen":

„Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach,
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Bald schüchtern hin ...." (18, 32—39.)

G.A. Bürger-Archiv

Die Hoffnung ist schön wie die Morgenstunde mit rosichtem Gesicht (Ged. 22), dem jungen Mai glühen die Schläfen, ihm lachen Wang' und Auge (Ged. 4), ein blauer Tag lacht heiter (Ged. 183). Auch in den Vergleichen ist die visuelle Begabung bemerkbar. Bürger sieht die Finken im Haine hüpfen und vergleicht den Flattersinn mit ihnen (Ged. 171), seine Liebe ist die Taube, die von dem Falken hin und her gescheucht wurde (Ged. 181). Die Wange der Geliebten ist wie Morgenröte (Ged. 36).

Große visuelle Begabung zeigt Bürger auch in den Balladen, z. B. in der „Lenore", wo er bei dem wilden, nächtlichen Ritt den gewaltigen Hintergrund mit wenigen Worten zeichnet (39, Str. 24, 25, 26, 27):

(Str. 24) „Wie flogen rechts, wie flogen links
Die Hügel, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken!
Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell! . . ."

Die rasende Hast des Rittes wird an dem Vorbeifliegen von „Anger, Heid' und Land", „Hügel, Bäum' und Hecken", „Dörfern, Städt' und Flecken", schließlich des Himmels mit Mond und Sternen trefflich veranschaulicht. Auch den Kettentanz, welchen die heulenden Geister beim Mondenschein rund herum im Kreise ausführen, glaubt man beim Lesen der „Lenore" unwillkürlich zu sehen (39 letzte Strophe).

Mit wenigen treffenden Worten gibt uns Bürger im „Ständchen" (Ged. 47, Str. 2) eine deutliche Milieuschilderung:

„Durch Nacht und Dunkel komm' ich her
Zur Stunde der Gespenster.
Es leuchtet längst kein Lämpchen mehr
Durch stiller Hütten Fenster.
Nichts wachet mehr, was schlafen kann,
Als ich und Uhr und Wetterhahn." (47, 7—12)

In den Balladen finden sich oft Hinweisungen auf das, was gezeigt wird, durch Ausrufe wie: „Sieh' da!, Ha sieh!, Und sieh!, Sieh hin!, Sieh her!" (Beyer, S. 43).

Weniger häufig sind diese Hinweise in der Bürgerschen Lyrik; z. B., Ged. 4, 7—8:

„Seht! wie ihm seine Schläfe glühen!
Wie ihm Wang und Auge lacht!" (4, 7—8)

„Sieh' die Pfirsichzier der Wange . . ." (Ged. 183, Str. 20)
„Sieh', o Blöder, auf und nieder . . .
Sieh' mit meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder!" (Ged. 183, Str. 21)

Auch in Bürgers Liebesleben spielen die visuellen Eindrücke die entscheidende Rolle:

„Die Liebesgötter wallen
Zu meinem Herzen, wie zu allen,
Durchs Auge lieber als durchs Ohr." (Ged. 209, 19—21)
„Mein Auge muß mit Lust dich sehen."

Neben den visuellen Eindrücken machen sich in Bürgers Poesie auch die akustischen recht bemerkbar. Am 5. I. 1778 schreibt er an Boie (Briefe II. S. 202 unten): „Du must das wilde Heer in meinem Liede ebenso reiten, jagen, rufen, die Hunde ebenso bellen, die Hörner ebenso tönen und die Peitschen ebenso knallen hören und bey allem dem Tumult ebenso angegriffen werden, als wär's die Sache selbst." Diese Absicht erreicht Bürger denn auch durch überreichen Gebrauch von Onomatopöien und Interjektionen. Beyer gibt uns auf Seite 46 eine Zusammenstellung der Lautmalerei für die Balladen. In der Lyrik finden wir die Onomatopöien viel seltener, z. B. in Ged. 46, Str. 1:

„Hurre hurre hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Trille, trille lang und fein,
Trille mir ein Fädelein
Wohl zum Busenschleier."

Und in Ged. 47, Str. 1: „Trallirum larum! höre mich!
Trallirum larum leier!
Trallirum larum! das bin ich,
Schön Liebchen, dein Getreuer."

„Kliffklaff" (Ged. 56, 9)
„Schnick und Schnack, Hack und Mack." (Ged. 122, 1 u. 3)
„Das Machtgebot
Wird hui! durch seinen Arm vollführt!" (Ged. 77, 29—30)
„Und wiegten uns eia popeia! im Arm." (Ged. 95, 10)
„Husch! sie voran! husch! ich ihr nach." (Ged. 220, 9)

Häufig sind auch Interjektionen in Bürgers Lyrik, so z. B.:

„Ahi! da hör' ich das Gesäusel
Von ihrem Schlummerodem wehn!" (Ged. 59, 17—18)
„Ha! wirf ins Meer der Wonne dich!" (Ged. 59, 38)
„Ei! schönen guten Abend dort am Himmel!" (Ged. 76, 1)
„Holla hoch! mir ins Gesicht!" (Ged. 78, 5)
„He, warum bist du die Meine?" (Ged. 78, 39)
„Ha! durch nichts mich so zu zwingen . . ." (Ged. 78, 45)

Alles, was in Bürgers Balladen vorgeht, ist mit großem Geräusch verbunden (vergl. Beyer S. 42): Krachen, Dröhnen,

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Brausen, Donnern sind Verba, die bei ihm äußerst häufig wiederholt werden; unter den Adjektiven nehmen dumpf und laut eine bevorzugte Stellung ein. Die Vorliebe für das Adjektivum laut ist auch in der Lyrik zu erkennen; jedoch paßt es dort oft viel schlechter als in den geräuschvollen Balladen, so z. B. wenn die Georgia Augusta ihr hohes Götterhaupt „laut rauschend trägt mit dem Laube des Ruhmes umlaubt" (Ged. 160). Ferner:

„Des Ruhmes starker Adlerfittich trug
Laut rauschend ihren Namen." (Ged. 160, 79—80)

Der Tag wird der „laute Freudenbringer" genannt in Ged. 160, schön und laut ist das Tönen der Fittiche des Aars A. W. Schlegel (Ged. 182), laut wird die himmlische Schar während des Festgottesdienstes angerufen (Ged. 160), die Musik der Sphären rauscht laut zusammen in einen Chorgesang (Ged. 161).

Wie in den Balladen erfreut sich auch in der Lyrik das Verbum „rasseln" einer besonderen Beliebtheit:

„Mein Köcher rasselt, goldner Pfeile voll." (Ged. 51, 14—15)
„Die Winde rasseln durch Laub und Rohr." (Ged. 183)

Der Dichter will sich „aus der Welt Gerassel" wegschleichen. (Ged. 163)

Neben den vollen, dumpfen Lauten kommen dagegen hellere Geräusche nur wenig vor. In der Elegie (64, Str. 3) muß der Dichter seinen Schmerz „ausschreien"; im „Hohen Liede" (183, Str. 33) muß er „gegen alle Mächte schreien".

Sehr beschränkt scheint auch Bürgers akustische Aufnahmefähigkeit für schöne, liebliche Töne gewesen zu sein. Diese nennt er oft „süß".

„Weiche, süße Melodien . . ." (Ged. 2, 26)
„Mein Mädchen trillert hundertmal
So süß und silberrein." (Ged. 23, 15—16)

Ferner: 80, 3; 235, 16; 21, 45.)

Mit besonderer Vorliebe spricht Bürger von dem „Flötentone":

„Flötenton der Nachtigall." (Ged. 179, 8)
„Es teilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit." (Ged. 185, 37—38)
„Und ihre Stimme tönt so süß
Wie König Friedrichs Flöte." (Ged. 36, 11—12)

Die Liebesflöte soll ihn statt der schmetternden Trompete wecken (179). Oft findet sich auch „Klingklang" (der Ablaut i—a ist bei Bürger häufig): Ged. 66, 77: „Bist leerer Klingklang einer Schelle." In der „Lenore" (39): „Sing und Sang, Kling und Klang", „Klinglingling".

Mit Vorliebe weist Bürger auf das, was gehört werden soll, durch den Ausruf „Hört!" hin. Z. B.:

„Hört, Enkel, hört unglaubliches Bemühn!" (Ged. 162, 1)
„Hört von meiner Auserwählten,
Höret an mein schönstes Lied!" (Ged. 183, 1—2)

Das feinste akustische Mittel der Klangmalerei fand Bürger in der Assonanz, durch die er z. B. im „wilden Jäger" einen großartigen Kontrast erzielt hat (vgl. Beyer, S. 46).

In Str. 1 schildert er den geräuschvollen Aufbruch der wilden Jagd mit Hilfe der tiefen O-Assonanz; dagegen wird das friedliche Bild des Sonntagmorgens mit der helleren A-Assonanz in Str. 2 schön abgehoben.

Die Anschaulichkeit von Bürgers Phantasie tritt überall deutlich hervor; auch die meistens mit ihr verbundene Fähigkeit, das Grundmotiv festzuhalten, scheint Bürger besessen zu haben. So erstreckt sich die Arbeit am „wilden Jäger" über mehr als vier Jahre; noch länger hat sich Bürger mit dem Gedanken getragen, eine Kindesmörderin zu schildern, der schließlich in „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" ausgeführt wurde, einer Ballade, die 1781 vollendet wurde, deren Konzeption jedoch vielleicht schon 1775 erfolgt ist. (Beyer, S. 101). Wegen der geringen Ausbildung seiner assoziativen Phantasie wurde Bürger auch nicht in Versuchung geführt, das Grundmotiv durch neue Kombinationen und Erfindungen wesentlich umzugestalten.

Wenn Bürger in seinem „Danklied" (Ged. 24, 48—52) sagt:

„Daß meine Phantasie voll Kraft,
Sich Welten, wie sie will, erschafft
Und höllenab und himmelan
Sich leichten Schwungs erheben kann,"

so ist das nur eine der vielen Uebertreibungen, an denen Bürgers Dichtung so reich ist, und leicht durch eigne Aussprüche zu widerlegen. Aehnlich wie Lessing klagt er in seinen Briefen (I, S. 42):

„Ich fühle nicht die lebendige Quelle in mir, die unaufhaltsam und von selbst hervorströmt, sondern ich muß jeden armseligen Tropfen erst mit großer Anstrengung heraufpumpen" und ferner; „Die Empfindung dazu (zu einem Frühlingslied nämlich) hat sich auch schon meiner Brust bemächtigt, allein meine Phantasie ist noch an Bildern zu arm . . ." (Briefe I, S. 48), und 1782 singt er im Ged. 116, 7—8:

„Das Machebrünnlein ist heut' leer
Und alle Röhren lechzen."

Die Begabung an assoziativer Phantasie ist auch an den Vergleichen deutlich zu erkennen: Ein Dichter, welcher eine bedeutende k o m b i n a t o r i s c h e P h a n t a s i e hat, wird Vorstellungen mit einander vergleichen, die weit von einan-

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

der entfernt sind. Dieser Punkt wird bei der metaphorischen Apperzeption noch genauer beachtet werden müssen, doch mag hier schon festgestellt werden, daß Bürger mit Vorliebe nahe beieinanderliegende Dinge und Vorstellungen vergleicht. Erhebt er sich aber in eine höhere Welt und verflicht Sonne, Mond und Sterne, die Sphären in seinem bildlichen Ausdruck, wie z. B. in den Oden, so wird er oft schwülstig, oder das Bild wird unklar und erfüllt daher nicht seinen Zweck.

Die Armut an kombinatorischer Phantasie tritt ferner klar zu Tage, wenn man die Entstehung der Bürgerschen Dichtungen verfolgt. Fast überall hat er sich an überlieferte Motive angelehnt; die Gedichte seiner Universitätsjahre sind nur Umarbeitungen von Motiven der internationalen Anakreontik, und selbst in der Lyrik der späteren Jahre finden sich noch zahlreiche Nachklänge dieser Dichtungsart. Unendlich viel verdankt Bürger dem Volkslied und Bischof Percy's „Reliques of Ancient English Poetry". 1765. In Bürgers Balladen werden einige Motive häufig wiederholt; nach der „Lenore" kehrt noch fünfmal die Situation wieder, „wo das schuldige Individuum oder ein anderes an seiner Statt in höchster Not Gott und den Himmel um Verzeihung anfleht." (Beyer S. 99); viermal bringt Bürger einen Ritt, zweimal Entführung und Kampf in seinen Balladen. (Beyer S. 109). Eine große Rolle spielt sowohl in der Lyrik als auch in den Balladen das Geschlechtsleben. Daher dürfen wir wohl A. W. Schlegel beistimmen, wenn er in seiner glänzenden Charakteristik Bürgers sagt: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfassender Fantasie." (s. W. IV, S. 458). Das Eigentümliche seiner Phantasie zeigt sich neben der Anschaulichkeit in der Neigung zu imaginären Vorstellungen. Die Träume, Ahnungen, die phantasiemäßige Beseelung des Unbeseelten, Erscheinungen von Gespenstern und Spuke, die ein starkes Schauergefühl auslösen, werden oft von ihm geschildert. Der Dichter der „Lenore" und anderer schaurigen Balladen ist dem Gespensterglauben sehr zugänglich gewesen. Schon als Knabe sucht er mit Vorliebe die Einsamkeit der Wälder auf, und das Bangen, welches bei Mondenschein oder in spukhafter Dämmerung den Wanderer zu befallen pflegt, ist ihm wegen seiner erschütternden Wirkung angenehm. In den waldigen, zerklüfteten Bergabhängen des Ostharzes hat sich wohl der Aberglaube bei ihm festgesetzt, von dem er sich niemals hat losreißen können, der

G.A. Bürger-Archiv

ihn Gespenster und Spuke nicht nur fürchten ließ, sondern bisweilen sogar an sie zu glauben zwang, ja er meinte, eine gewisse Art von Aberglauben läge so tief in der menschlichen Natur, daß die Philosophie ihn wohl bestreiten, aber selbst bei ihren Eingeweihten nicht ganz vertilgen könne. (Vgl. Wurzbach, S. 353).

Diese natürliche Gespensterfurcht wurde noch verstärkt durch den Verkehr mit der Hofrätin Listn, einer hochgebildeten, empfindsamen Dame, die pietistischen Einflüsterungen nicht abgeneigt war und angebliche Kommunikationen mit der Geisterwelt hatte. Hierdurch behauptete sie, Dinge erfahren zu können, von denen den andern Sündern nicht ein Wörtchen zu Ohren käme. (Vgl. Briefe I, 44).

Wie in Bürgers Balladen Gespensterglaube und -Furcht eine große Rolle spielen, so läßt er auch die Welt der Träume und Ahnungen zu ihrem Rechte kommen; z. B.: „Lenore fuhr ums Morgenrot empor aus schweren Träumen." (39, 1—2). In der „Ballade" (29) träumt das Mädchen, daß ihr Falscher erscheine und ihr den Trauring von der Hand zöge; der Ritter Karl von Eichenhorst wird von einer Ahndung umhergetrieben. (Ged. 75).

Die Mitternachtsstunde nennt Bürger im „Ständchen" (47) in charakteristischer Weise: „Die Stunde der Gespenster." (47,8).

Das Vorstellungsleben betätigt sich nicht nur in den Formen der Phantasie, sondern auch in denen des begrifflichen Denkens, des Verstandes.

„Der Verstand greift oft in das dichterische Schaffen ein, wir dürfen jedoch nicht verkennen, daß er als Herrscher hier nicht gebieten darf" („Prinzipien" S. 94). Der Dichter kann sowohl das begriffliche Element in seinen Schöpfungen unmittelbar hervortreten, als auch die Phantasie durch begriffliche Verstandeseinsichten unterstützen lassen (vergl. „Prinzipien", S. 104). Wie weit läßt Bürger das begriffliche Element hervortreten? Auf diese Frage gibt er uns selbst in seinem Aufsatz von der Popularität der Poesie (s. Werke III, S. 229) Antwort, wo er schreibt:

„Phantasie und Empfindung sind die Quellen aller Poesie. Gegenstände, welche das sinnliche Vorstellungsvermögen nicht auffassen kann, und welche an keine Saite des sinnlichen Gefühls schlagen, sind außer dem Kreise der Poesie. Hierher gehören alle Arten abstracter Lehrsätze und Einfälle, welche die Phantasie nicht verkörpern und nicht bekleiden kann."

Diesen theoretischen Einsichten ist Bürger auch getreulich gefolgt, und so hat das begriffliche Element in seinen

G.A. Bürger-Archiv

Schöpfungen keinen Raum. Nur in den Epigrammen verarbeitet er polemische Gedanken, kritische Bemerkungen und kurze Sentenzen, auch in polemischen Gedichten, wie 53, 54, 63, 250 und anderen waltet das begriffliche Denken vor.

Zur Unterstützung der Phantasietätigkeit dienen Bürger jedoch theoretische Einsichten, die er auf dem Wege der Verstandesüberlegung gewonnen hat. Er hat viel über die Theorie der Dichtkunst nachgedacht und auch von den Theorien anderer gelernt. Er ist ein großer Theoretiker, der sich von allem, was er schreibt, Rechenschaft gibt; mit Recht sagt daher A. W. Schlegel (a. a. O. S. 388):

„Bei einem Dichter, wie Bürger, der gar nicht etwa wie ein begünstigter Liebling der Natur den ersten Anmuthungen folgte, und alles mit fruchtbarer Leichtigkeit hinschüttete, sondern meistens langsam und mit Mühe, ja mit ängstlichem Fleiße seine Sachen ausarbeitete, sind die leitenden Begriffe bei seiner Ausübung der Kunst von großer Wichtigkeit, um uns über die Ursachen des Gelingens und Verfehlens aufzuklären."

Wir können hier selbstverständlich nicht auf eine genaue Erörterung und Kritik der kunsttheoretischen Ansichten Bürgers eingehen; nur einige Punkte, die besonders seinen Sprachstil beeinflußt haben, mögen hier erwähnt werden. Zwei Forderungen sind es, welche Bürger an die Poesie stellt: ausgesprochener Realismus und Popularität.

„Schön kann und soll nicht alles sein;
Auch Schärfe, Kraft und Macht, und Drang durch Mark und Bein,
Verlanget oft gerechter Herzenseifer," (Ged. 280, 1—3)

sagt er 1793 im Gedicht „Verständigung", das gegen die Kritik des „Musenalmanachs" in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" gerichtet ist. Die Poesie ist eine göttliche Kunst, die nach seiner Ansicht das erhabene Amt bekleidet, Lehrerin der Menschheit zu sein, aber nimmer liegt ihr alleiniger Zweck in der Wiedergabe des Schönen (vgl. Br. I, S. 75). Jeder Gegenstand darf ungeschminkt und unverhüllt, wie er existiert, Gegenstand poetischer oder malerischer Darstellung sein, auch der häßlichste, auch der widerlichste. Das Nachbild der Kunst muß, wenn alles ist, wie es sein soll und sein kann, die nämlichen Eindrücke machen, wie das Vorbild der Natur (vgl. Gedichte; Sauer, S. XLVII, Br. II, 202). Das Mittel, wodurch diese Nachahmung der Natur erzielt wird, ist die Sprache, die der Dichter vollkommen beherrschen muß. Mit der Forderung des Naturalismus verbindet Bürger die der Popularität der Poesie. Apoll und seine Musen haben nicht nur auf dem

Gipfel des Pindus ihr Wesen, nein, „unter den Menschenkindern, sowohl in Pallästen, als Hütten, gehen sie ein und aus, und dichten gleich verständlich, gleich unterhaltend für das Menschengeschlecht im Ganzen." (s. Werke III, S. 171). Volkspoesie ist das „non plus ultra" der Kunst. (vgl. s. Werke III, S. 173).

Was versteht nun Bürger unter Volkspoesie?

Die Poesie ist eine Kunst, „die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte, als solche, sondern für das Volk ausgeübt werden muß. In den Begriff des Volkes aber müssen nur diejenigen Merkmahle aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Classen überein kommen." (s. W. III, S. 205).

Mit diesen Theorien verwirft Bürger in einseitiger Weise den idealistischen Stil, in dem viele Meisterwerke unserer Nationalliteratur geschrieben sind, und ferner eine große Zahl von unschätzbaren Werken, wie Goethes „Iphigenie", „Tasso", „Faust" oder Schillers Gedankenlyrik, die dem Volke verschlossen und nur einer kleinen Gemeinde von Gebildeten ganz verständlich sind.

Durch Herders Briefe „Ueber Ossian und die Lieder alter Völker," durch Percy's englische Balladensammlung und durch eignes Nachdenken über die Kunst befreite sich Bürger von der Nachahmung anakreontischer Muster und travestierender Romanzen und schuf die ernsthafte deutsche Ballade. Aber durch einseitiges Denken kam er bald zu einer Manier, die ihm häufig schadete,

„denn eine Manier hat er, und zwar eine sehr auffallende und unverrücklich festgesetzte, die sich bei allem Wechsel der Gegenstände gleich bleibt. Sie ist derb und zuweilen nicht ohne Roheit ... Ihr größter Fehler ist wohl die nicht selten überflüssige Häßlichkeit der Sitten." (A. W. Schlegel a. a. O. S. 407).

Bürger übertreibt das Reale; in „Lenardo und Blandine" hat er alle Züge vergröbert und entstellt, den edlen Seelenschmerz von Boccaccios Heldin in wilde Wut umgewandelt. Deutlich tritt seine Manier in den Uebersetzungen zu Tage, wo er die Pointen des Originals noch mehr herausarbeitete und die Leidenschaften verstärken will. Die Hexen des Macbeth z. B. sind bis ins Scheußliche, Fratzenhafte übertrieben. Bürgers Manier, die Neigung zum Uebertreiben, macht sich vor allem beim Häßlichen, Schaurigen und Gräßlichen bemerkbar; er neigt jedoch auch bei der Schilderung des Schönen zu Hyperbeln, z. B. (Ged. 64, 49—52):

„Und ein Engel sondergleichen,
Wenn die Erde Engel hat,
Ist sie! Weichen muß ihr, weichen,
Was hier Gott erschaffen hat."

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Und in demselben Gedicht (77—80):

„Spräch' ich auch mit Engelzungen
Und in Himmelsmelodie,
Dennoch, dennoch unbesungen,
Wie sie wert ist, bliebe sie."

Durch eine gründliche Umarbeitung seiner Gedichte wollte Bürger Schillers Rezension, die am 15. und 17. Januar 1791 in Nr. 13 und 14 der „Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung" erschien, zu nichte machen. Nach Schiller soll uns der Dichter seine Individualität geben; „sie muß er veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufläutern."*) „Eine der ersten Erfordernisse des Dichters ist die Idealisierung,"**) die Schiller bei Bürger vermißte. Jedoch für diese Idealität hatte Bürger kein Verständnis. Er glaubte durch Korrektheit und Glätte der Form seinen Gedichten eine Art Idealität geben zu können; so schreibt er 1792 in seinem Gedichte „Vorrede" (Nr. 249, 1—6):

„Ich habe bedächtig mein Gärtchen geputzt,
Ich habe die Bäumchen geschneitelt, gestutzt,
Ich habe gerodet, gepflanzet, geimpft
Und, gebe der Himmel! nichts Bessres verschimpft.
Zwar fürcht' ich, entschlüpfe dem redlichen Fleiß
Wohl leider! noch manches verwerfliche Reis."

Leider hat er aber durch dieses Feilen vielen Gedichten Natürlichkeit, Schmelz und Leben geraubt, sodaß die meisten Herausgeber mit Recht die älteren Lesarten wiederhergestellt haben.

Sowohl die Phantasie, als auch der Verstand können sich durch Deutlichkeit, Klarheit und Schärfe der Vorstellungen auszeichnen. Was wir von Bürger in Bezug auf diese objektiven psychologischen Eigenschaften des Sprachstils erwarten dürfen, setzt er uns in der „Vorrede zur 2. Auflage seiner Gedichte" auseinander (s. Werke III, S. 203), wo er von seinem

„Bestreben nach Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung Ordnung, und Zusammenklang der Gedanken und Bilder, nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen, nach dem eigenthümlichsten und treffendsten, nicht eben aus der todten Schrift-, sondern mitten aus der lebendigsten Mundsprache aufgegriffenen Ausdruck derselben..."

spricht. Klarheit und Deutlichkeit erreicht er vor allem durch Kontrastierung und Vergleiche, die bei den objektiven ästhetischen Apperzeptionsformen genauer besprochen sind (vgl. S. 75—76 und 72).

*) Schiller, Bd. 16, S. 228.
**) Bd. 16, S. 236.

G.A. Bürger-Archiv

2. Das Gefühlsleben und die Willensimpulse.

„Durch die Erörterung von Phantasie und Verstand haben wir erst eine Seite des Seelenlebens der Dichter kennen gelernt; eine zweite erblicken wir in den Gefühlsrichtungen, Lebensanschauungen und Willensimpulsen." („Prinzipien", S. 146).

Sowohl die Disposition von Affekten, „psychischen Gebilden, in denen sich eine eigenartige Mischung von Gefühlen und Vorstellungen kundgibt" („Prinzipien" S. 148), als auch zur Leidenschaft der Liebe mit heftigem Wollen und Begehren ist bei Bürger außerordentlich stark entwickelt.

Störend haben vor allem die Unlustaffekte auf sein Leben und seine Produktivität eingewirkt; doch seinem Liebesgram und Schmerz verdanken wir andererseits auch viele lyrische Gedichte. Kummer, Gram und Sorgen begleiten ihn fast durch sein ganzes Leben. Kummer nagt an seiner Seele wegen seiner heißen Liebe zu Molly, sein Herz weiht sich Molly zu stetem Gram (Ged. 173, 1—2), der Schmerz zerrüttet sein Innerstes, „er tobet mit der ganzen Hölle Wut" (Ged. 64, 3—4). Unsäglich duldet er unter den Leiden der Liebe, wie er „liebt und litt kein Mann" (Ged. 125a), ihm „tut's so weh im Herzen," er „ist so matt, so krank," (Ged. 55), er schmachtet immer und „wird leider Gottes! so lange schmachten, bis er sich die Seele ausschmachtet." (Briefe II, S. 309). Häufig verstärken sich diese Leiden so, daß er der Verzweiflung anheimfällt.

„Nun — o wär' ich nie geboren,
Oder schwänd' in nichts dahin!" (Ged. 64, Str. 16, 121—122)
„Ich erstarre, ich verstumme
In Verzweiflung tief versenkt." (Ged. 64, Str. 20, 153—154)

Diese Affekte der Unlust nehmen in Bürgers Dichtung einen breiten Raum ein, sodaß Schiller 1791 sagen konnte, bei Bürger seien die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermut des Dichters nicht blos der Gegenstand, den er besinge, sondern leider oft auch der Apoll, der ihn begeistere (vgl. Wurzbach, Biogr. S. 334. Schiller 16, 239). Aber die schwermütigen, elegischen Lieder kommen aus dem innersten einer zerrütteten Menschenbrust und geben uns den tiefsten Einblick in die Leiden des unglücklichen Dichters. Mit hinreißendem Schwunge malt Bürger in der „Elegie" (Ged. 64) die Gewalt des Schmerzes, welcher sein Herz in diesem Augenblicke durchwühlt, die inneren Qualen, die Leiden der Liebe aus. Ausdrücke, wie Schmerz, Leid, Gram, Kummer,

G.A. Bürger-Archiv

Jammer, Elend, Not, Aeußerungen des Schmerzes, wie seufzen, schluchzen, ächzen, stöhnen, heulen, wimmern finden sich in neun Balladen (Beyer S. 108). Auch den Affekten des Grauens, Schauderns, Entsetzens, Schreckens war Bürger sehr zugänglich. „Erschütterung, wie sie Shakespeare nur immer hervorbringen kann," fühlt er beim Lesen des Götz im innersten Mark, ebenso „Grausen, kaltes Grausen, wie wenn einen kalter Nordwind anweht." (Briefe I, S. 130). Abends wagt er sich nicht mit der „Lenore" zu beschäftigen, sonst kommt ihm ein Schauder an. Häufig schwinden den Personen seiner Balladen die Sinne oder sie werden zerrüttet, in acht Balladen finden sich Gemütsbewegungen, wie Ahnden, Zagen, Bangen, Angst, Schrecken. Die heftigsten Affekte, wie Entsetzen, Graus, Zorn, Grimm, Wut, Verzweiflung, Wahnsinn treffen wir in vielen Balladen an. (vgl. Beyer S. 108—109).

Weniger ist Bürger den L u s t a f f e k t e n zugänglich. Frohsinn und Fröhlichkeit preist er 1767 im „Trinklied" (Ged. 1):

„Der Fröhlichkeit Wert
Hat Flaccus gelehrt.
Seid fröhlich
Und selig,
Wie er es begehrt." (1, 16—20.)

Während seiner Arbeit an der „Lenore" gerät Bürger oft in eine so heiße Begeisterung, „daß ihm die Backen glühen;" in reifern Jahren ist er für die Kant'sche Philosophie begeistert und gibt Born gegenüber seinen ganzen Enthusiasmus für Kant kund. Auch dem lustvollen Zukunftsaffekt der Hoffnung weiht er 1772 ein Gedicht (Nr. 22), sie ist die wohltätigste aller Feen, vom Himmel zur Menschentrösterin ausersehen; sie soll das Unglück schwächen, beseeligenden Frieden und neugestärkte Kraft bringen. Später jedoch, in der Zeit seiner unglücklichen Liebe zu Molly, darf er sich dem Zukunftsaffekt der Hoffnung nicht mehr hingeben:

„Nirgends ist ein Spalt nur offen
Für der Hoffnung Labeschein;
Und auch wünschen oder hoffen
Scheint Verbrechen gar zu sein." (Ged. 64, Str. 20)

Die Sturm- und Drangperiode war eine Epoche der Befreiung des Individuums von den es umgebenden Schranken. Mit großer Kraft und Leidenschaft wurden die Fesseln gesprengt und vor allem wurde dem G e f ü h l zur freien Herrschaft verholfen. „Die wichtigsten Gefühlsformen, welche alle menschlichen Handlungen, Leiden, Gesinnungen und Anschauungen begleiten, sind das Selbstgefühl und das Mitgefühl" („Prinzipien" S. 161). Die Empfindsamkeitsperiode hat die Formen des Mitgefühls, Freundschaft und Liebe aufs höchste ausgebildet, das Selbstgefühl jedoch völlig vernachlässigt. Aber Klopstock und die Stürmer und Dränger kehrten das S e l b s t g e f ü h l mit wildem Ungestüm hervor (vgl. „Prinzipien" S. 165); für Klopstock war der Dichter ein Prophet, der in den Stunden der Weihe (und nicht mehr wie früher in „poetischen Nebenstunden") seinen erhabenen Beruf ausübt. Auch Bürger, in dem durch die Berührung mit der erregten Jugend, den Dichtern des Hainbundes, das Geniegefühl erwacht ist, gibt seine hohe Meinung von der Dichtkunst und ihren Pflegern deutlich kund, wenn er sagt (Ged. 165):

„Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen,
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen."

Der Dichter ragt „glorreich eines Hauptes höher als 1000 Alltagsmenschen" (186, Str. 5), wenn auch das „Gewühl der Wechsler und Krämer und der Kärrner, die aus jeglicher Zone der Erde struppigen Plunders viel zukarren" dem Poeten den Raum engt (Ged. 219). Doch die „Göttin des Dichtergesangs" ist nur wenigen hold, sie gibt nicht vielen Kraft und Gedeihen; er ist einer der wenigen:

„Vor Tausenden gab deine Gunst
Des Liedes und der Harfe Kunst
In meine Kehle, meine Hand;
Und nicht zur Schande für mein Land!"
(Ged. 24, 45—48.)

Er ist zum Priester des Apoll geweiht (Ged. 93, 13 bis 16), er hat vollendete Werke geschaffen; wie Gott der Herr sieht er an, was er gemacht hat (nämlich sein „hohes Lied"), und siehe da, es war sehr gut; sein Gesang „trägt das Meistersiegel der Vollendung an der Stirn" (Ged. 183, letzte Str.), und von der „Lenore" kann er sagen, daß diese Ballade unsterblich sei, noch ehe sie vollendet ist. In diesen Aeußerungen artet das stark entwickelte Selbstgefühl Bürgers nicht selten in Prahlerei aus, die uns oft fast unerträglich ist.

Auch seinen Freunden vom Hainbund gegenüber kommt sein Selbstgefühl in den Briefen der siebziger Jahre zum

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Ausdruck; in übermütiger Weise gegen Stolberg, der eine Homerübersetzung in Hexametern begonnen hatte und mit Bürgers Jambenübersetzung konkurrierte. Bürger hebt den hingeworfenen Fehdehandschuh auf und will bis zum Aeußersten kämpfen. (Ged. 65, 12):

„Denn wisse, keinem Knaben sprichst du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft.
Straff sind die Sehnen meiner Jugendkraft;
Ich bin gewandt zu ringen, meinem Arm
Ist Phöbus güldnes Schwert ein Halmenspiel,
Den Silberbogen des Ferntreffenden
Weiß ich zu spannen; treffe scharf das Ziel;
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll.
Es gelte Fritz! Sieg gelt' es oder Tod!"

Dieses Selbstgefühl Bürgers wird noch in hohem Grade verstärkt durch Lob, Anerkennung, Ruhm, Ehre, Erfolge. Am 1. III. 1789 schreibt er an Prof. Meyer (Briefe III, S. 215):

„Gott verzeihe mir die sündliche Begierde! ich will und muß von Euch irgendwo, sei es auch wo es wolle, recensirt und — auf eine nicht so gemeine Alltagsart gelobt sein. Ich schmeichle mir, daß Eure Recension an Originalität, Kunst und Schönheit so viel als das Gedicht selbst werth sein soll. Um des Himmels willen, verbrennt diesen Brief, damit es nicht dermaleinst offenbar werde, was für drollige Hechte wir sind. Außer Euch möchte ich wohl so schön von Wieland recensirt sein..... Wielands Lob ist so himmlisch, daß der Genuß desselben dem Verfasser das Entzücken einer Götterumarmung gewähren muß." — Aehnliches schreibt Bürger, indem er Klopstock zitiert, am 15. II. 1773 (Briefe I, S. 85): „Aber die Unsterblichkeit ist ein hoher Gedanke, ist des Schweißes des Edlen werth. Ich merke, mein lieber Boie, und bekenne es aufrichtig, daß mich fast nichts mehr spornt, als ein Löbchen."

Unerwartete Anerkennung und durchschlagender Erfolg (z. B. der der „Lenore") erfüllen ihn mit stolzer Zuversicht und steigern sein Selbstgefühl oft ins Maßlose.

Jedoch wird sein Selbstgefühl durch mannigfach widrige Schicksalsschläge oft eingedämmt, sein Leben ist ein immerwährender Kampf gewesen, der Konflikt zwischen seinem dichterischen Beruf und weltlicher Pflichterfüllung blieb für ihn immer ungelöst. Und zu diesem Kampf ums Dasein, oft sogar ums tägliche Brot, kamen noch die Verirrungen und aufreibenden Kämpfe in der Liebe hinzu. Verzagtheit und Verzweiflung überwältigen ihn oft. Durch Bitten und Erniedrigungen kommt er in den Besitz eines Amtes; 1777 bewirbt er sich um das einträglichere Amt Niedeck, um den Seinen zu helfen; er muß Bittschriften ohne Ende an Minister und Kammerräte richten, jedoch ohne Erfolg. Trostlos klagt er im Juni 1777 seinem Freund Boie: „Diesmal gekrochen und nie wieder. Wenn mir Gott nur das gewähren wollte, daß ich nie einen Sterblichen um etwas zu bitten brauchte!" Leider wurde dieser stolze Wunsch nicht erfüllt: 1782 bittet er Friedrich den Großen um ein Amt; seine Freunde Gleim, Stolberg, Goeckingk, Boie verwenden sich für ihn, aber immer ohne Erfolg. Selbst seine Muse muß bestellte Arbeiten übernehmen, in den Gedichten 145, 146 erniedrigt er sich sogar zu der ihm verhaßten Fürstenschmeichelei. Seine Krankheit machte ihm im letzten Lebensjahre jegliche Arbeit unmöglich, und er wäre in Hunger und Elend gestorben, wenn nicht sein Verleger Dietrich und andere treue Freunde ihm Nahrung verschafft haben würden. Aber alle diese harten Schicksalsschläge konnten sein Selbstgefühl nicht unterdrücken; vielmehr ist er dessen vollständig gewiß, daß er in glücklicheren Lebensumständen Bedeutenderes geleistet haben würde, Ged. 183, Str. 13:

„Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft.
Doch des Herzens Los zu darben
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerstört." (183, 121—128)

Hunger, Elend, Verzweiflung wird durch seinen „Mannestrotz" besiegt, Ged. 152:

„So lang ein edler Biedermann
Mit einem Glied sein Brot verdienen kann,
So lange schäm' er sich nach Gnadenbrot zu lungern!
Doch thut ihm endlich keins mehr gut:
So hab' er Stolz genug und Mut,
Sich aus der Welt hinaus zu hungern."

Deutlich erkennt Bürger seinen Wert, und schon 1775 schreibt er, seiner Unsterblichkeit gewiß (Ged. 53):

„Allein der Lohn für meine Trefflichkeit
Ist Hungersnot, ein Haderlumpenkleid,
Ist obendrein der schwachen Seelen Tadel,
Und dann einmal, nach Ablauf dürrer Zeit,
Des Namens Ruhm und Ewigkeit." (53, 12—16)

Trotz seines außerordentlich stark ausgeprägten Selbstgefühls ist Bürger auch dem Mitgefühl sehr zugängig gewesen. Die wichtigsten Formen des Mitgefühls sind Freundschaft und Liebe.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Von seiner Mutter, die Bürger selbst als glänzend veranlagt, doch derb-sinnlich schildert, erhielt er seine stark sinnliche Natur; der Verkehr im Hause des Prof. Klotz, der wegen seiner Sittenlosigkeit berüchtigt war, der Aufenthalt in dem übelbeleumundeten Haus von Klotzens Schwiegermutter, der Wittwe Sachse, in Göttingen untergrub seine Moral völlig. Sinnliches Verlangen beunruhigte Bürger fortwährend; seine wahre Meinung über die Liebe hat er selbst 1790 der Frau Ehrmann offenbart (Briefe IV, S. 2):

„Das Aeußere des Mädchens (Elise Hahn ist gemeint), liebe Frau, müssen Sie mir bey Zeit und guter Mahlerlaune etwas ausführlicher schildern. Denn man fasele von überirdischer Seelenliebe auch was man wolle; so bleibt doch das — mir wenigstens — ewig wahr: irdische Liebe keimt in der Sinnlichkeit, und behält, sie treibe ihre Zweige und Blätter nachher auch noch so hoch in geistige Regionen hinauf, dennoch immer in der Sinnlichkeit, ihre nahrhafteste Wurzel. Dem Liebenden muß der geliebte Gegenstand in sinnlicher Schönheit und Anmuth erscheinen, er mag nun wirklich schön und anmuthig seyn, oder nicht. Sonst ist die Liebe im vollen Verstande des Wortes unmöglich, und wer sie dennoch vorgiebt, der lügt und triegt, mit oder ohne Bewußtseyn. Ich habe über diesen Glaubensartikel schon manche Fehde gehabt."

Nur einmal in seinem Leben (1772/73) hat Bürger auch eine Seelenliebe gehabt, nämlich zu der Hofrätin Listn, einer gebildeten, liebenswürdigen, doch nicht mehr ganz jungen, kränklichen Dame. Von ihr schreibt er 1772 (Briefe I, S. 57):

„Das Frauenzimmer soll einst meine Genossin in den paradiesischen Lauben werden. Auf Erden soll aber ein neues, unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art von Gesang, so ich mir zu bilden beschäftigt bin, dieser schönen Seele hinfort allein geweyht seyn. Denn wo ist eine ihres Geschlechtes, die einer Engelseele so ähnlich wäre?"

Sie führen pietistische Gespräche geistlichen Inhalts miteinander, sie ermessen ihre irdischen Leiden und ihre Aussicht auf die Ewigkeit, wo sie ihm seine Treue herrlich lohnen wird:

„Sie wählt im Paradiese
Vielleicht an der für dich
Zur Ruh' bestimmten Wiese
Die nächste Laube sich." (Ged. 22, Schluß)

Er verheißt Ihr ein besseres Jenseits und bittet sie im Gedichte „An Agathe" (27, Str. 12):

„Zeuch mich dir, geliebte Fromme,
Mit der Liebe Banden nach!
Daß auch ich zu Engeln komme,
Zeuch, du Engel, dir mich nach." (27, 45—48)

G.A. Bürger-Archiv

Doch dieses Seelenbündnis steht einzig in Bürgers Leben da, und es hat fast den Anschein, als ob er es wie eine Mode mitgemacht habe.

Später „trägt seine Muse," wie Schiller treffend sagt, „oft einen gemeinsinnlichen Charakter", und „selten ist ihm Liebe etwas anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide" (Schiller, Bd. 16, 236). Ihm ist das Aeußere der Geliebten die Hauptsache, „die Liebesgötter wallen zu seinem Herzen durchs Auge lieber als durchs Ohr" (Ged. 209b). Ja, es scheint fast, als ob ihn nur das Weib als solches anzog, die individuellen Eigenarten ihm jedoch gleichgiltig waren. Nur Molly dürfte eine Ausnahme gewesen sein, sie nennt er die „Ganzvermählte meiner Seele". Aber er gibt zugleich zu, daß die Blume der Sinnlichkeit „an dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt allzu lieblich duftete" (Ged., herausgegeb. von Sauer, S. XXI). Sicherlich hat Bürger seine erste Frau, Dorette Leonhart, geliebt, als er sie zum Altar führte, trotz seiner späteren Behauptungen; das beweisen schon die Briefe aus der Zeit der jungen Ehe. Doch das bescheidene Weib kann den Begehrlichen nicht lange fesseln. Da sieht er seine hübsche, muntere, sinnlichere Schwägerin Auguste Leonhart, die Molly seiner Dichtung, heranwachsen und faßt eine tiefe, leidenschaftliche Liebe zu ihr, die von Molly bald erwidert wird. Immer stärker und begehrlicher wird seine Leidenschaft; da seine Wünsche nicht erfüllt werden können, kommt Kummer und Verzweiflung über ihn. Alles Kämpfen gegen den Dämon in der eigenen Brust ist vergeblich.

„Ha, nicht linder Weste Blasen
Wehte mich zu Lieb' und Lust!
Nein, es war des Sturmes Rasen!
Flamme, Steine zu verglasen
Heiß genug, entfuhr der Brust! (Ged. 183, Str. 18)

Vergebens sucht Molly, seine Leidenschaft durch ihre Flucht einzudämmen, vergebens ist jeder Kampf, jede Erinnerung an Pflicht und Gesetz, wie ein wütender Löwe hätte er, der weder seines Menschenverstandes noch seines Herzens mehr mächtig war, Vater und Bruder, die sie ihm hätten streitig machen wollen, zerrissen. Wie die anderen Stürmer und Dränger hat auch Bürger die Tugend der Entsagung nicht gelernt; er kann seine Neigung nicht durch aktive, durch die Vernunft geleitete Willensbetätigung überwinden. Er ist vielmehr eine jener passiven Naturen, die

G.A. Bürger-Archiv

den Schicksalsgefühlen zu viel Herrschaft über sich gestatten und schließlich aus Mangel und Schwäche der Willensgefühle der Leidenschaft unterliegen. Bürgers Liebe zu Molly, der innere Brand, steigert sich zum Dämonischen, das er selbst nicht versteht. Er bittet Goethe, ihm doch zu sagen, wie er's anfange, sich kennen zu lernen, „denn ich lern's nimmer mehr und kenne keinen weniger als mich selbst" (Br. I, 266). Goethe sendet ihm die „Stella". Es lag in der Zeit des Sturmes und Dranges, das Gefühl zur Herrschaft gelangen zu lassen, sich kühn über die bürgerliche Ordnung, Recht, Pflicht und Gesetz hinwegzusetzen. Bürgers Freunde Goeckingk und Biester machten ähnliche Liebeswirren durch wie er. Goethe findet in der „Stella" eine Lösung des Knotens. Auch Bürger faßt seine Leidenschaft als eine unbegreifliche Naturgewalt auf, gegen die er nicht aufkommen kann und die er nicht verschuldet:

„Ich hab' ein lieb' Mädel, das hab' ich zu lieb,
Ja leider! was kann ich dafür?" (Ged. 86, 1—2) und
„Nein! den Samen solcher Triebe
Streut Natur ins Herzensfeld." (Ged. 64, 211—212)

Seine Liebe zu Molly ist keine Sünde, sie ist nur schwere Krankheit. Doch er will lieber Krankheit nähren als Sterben; seine Liebe soll ein freier Strom sein, auf dem er freier Schiffer ist (Ged. 64). Und seine Heloise klagt (Ged. 233):

„O wie oft, zur Sklaverei der Ehe
Durch den Spruch gestrenger Zucht verdammt,
Ruf ich über jede Satzung Wehe,
Welche nicht von freier Liebe stammt."

Endlich entschließen sich Dorette und Bürger zu einem Kompromiß, welcher ihre Ehe zu einer bigamischen macht; wie Fernando in Goethes „Stella" will Bürger als Gatte zweier Weiber leben.

„Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drey Personen, sich zu ihrer allseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen und die Andre, in geheim es wirklich zu seyn." (Briefe IV, S. 26).

Dieser Kompromiß, durch den die Heiligkeit der monogamen Ehe schwer verletzt wird, ist sicherlich unsittlich und schwächlich. Aber noch unendlich verschlimmert wurde die Sache dadurch, daß Dorette sich nicht damit begnügte, Bürgers Weib nur öffentlich zu heißen, sondern vielmehr seine Neigung vorübergehend wieder genossen hat. Sie

G.A. Bürger-Archiv

schenkte ihm im April 1784 ein Töchterchen. Bürger schien sich an diser Bigamie nicht zu stoßen; auch später schreibt er von Frau Forkel, mit der er ein Liebesverhältnis unterhielt, daß sie mehrere zugleich geliebt und genossen habe, harmoniere sehr mit seinen Grundsätzen, er tue selbst das nämliche, und seit er es von ihr erfahren, habe er eine Art estime für sie gefaßt (vgl. Wurzbach, S. 251).

Während für unser Gefühl die Grenze zwischen Liebe und Freundschaft unverrückbar feststeht, wurde die trennende Kluft in dem schwärmerischen Zeitalter der Empfindsamkeit und in der Genieepoche oft nicht beachtet. Schön und edel tritt der Freundschaftskult bei Klopstock hervor; ihm schlossen sich die Dichter des Göttinger Haines, mit denen ja auch Bürger in engster Beziehung stand, begeistert an (vgl. „Prinzipien" S. 180). In seinen jüngeren Jahren besonders ist Bürger diesem schwärmerischen Freundschaftskult zugänglich, und die Briefe, die er mit Biester und Cramer wechselt, zeigen uns deutlich eine Auffassung von der Freundschaft, die sich von der der Liebe fast nicht unterscheidet; z.B. schreibt Cramer 1773 an Bürger (Briefe I, S. 90):

„Lebe wohl, mein Bürgerlein. Liebe mich stets. Deine Liebe ist mir sonderlicher, mein Bruder, denn Frauenliebe ist."

In unendlicher Liebe, Verehrung und Dankbarkeit schaut Bürger zu dem Dichtervater Gleim auf, der ihn 1771 in Göttingen besucht hat und ihm 50 Taler lieh. Kurz nach dem Besuche schreibt Bürger an Gleim (Briefe I, S. 26 vom 7. Juli 1771):

„Ich fühle sie noch, jene innigen Umarmungen, jene Küsse, und das sanfte Streicheln Ihrer wohlthätigen Hand auf meinen Wangen — ich fühle alles noch und werd' es immer fühlen. Wahrlich ich lebte damals die seeligsten Minuten meines Lebens. Seit dieser Zeit liebe ich Sie so unaussprechlich, daß ich zweifle, ob Venus Urania mehr Liebe in ihrer Gewalt hat, um sie in das Herz eines Sterblichen zu hauchen, als die erhabene Göttin der Freundschaft und die Dankbarkeit, eine heitere Göttin mit frischen Wangen und feurigen Augen, in meine Seele geströmet."

Eine Art Geniefreundschaft verbindet Bürger auch mit Goethe. Bürger zollt dem „Götz" und den „Leiden des jungen Werthers" rückhaltslose Anerkennung und schreibt am 6. III. 1775:

„Laß Dich herzlich umarmen, oder, da Du mir zu hoch stehst, Deine Kniee umfassen, Du gewaltiger, der Du, nach dem großmächtigsten Shakespear, fast allein vermagst, mein Herz von Grund aus zu erschüttern und diese trockenen Augen mit Thränen zu bewässern!

G.A. Bürger-Archiv

Gestern Abend erst hab ich Werthers Leiden gelesen. Du bist mir diese Nacht im Traum erschienen, und ich habe in Deinen Armen überlaut geschluchst. " (Briefe I, S. 219).

Mit der Zeit erkaltet diese Freundschaft jedoch, und nach einem Besuche Bürgers in Weimar 1789 tritt ein völliger Bruch zwischen den beiden ein.

Dichterisch hat Bürger das Freundschaftsgefühl nur in wenigen Gelegenheitsgedichten gestaltet. In „Volkers Schwanenlied" (Ged. 125a) setzt er seiner Freundschaft zum Grafen Friedrich Leopold von Stolberg ein Denkmal:

„Fritz Stolberg, Harfner, der vor allen
Mir stets von Herzen wohlgefallen!
Mann, der, voll Gotteskraft und Geist,
So herzlich Tugend liebt als preist!
Dir, Freund, vermach' ich Kranz und Leier."
(125a, 21—25)

In dem Gedicht „Vorgefühl der Gesundheit" (Ged. 186) verherrlicht Bürger seine Freundschaft zu Christian Heinrich Boie. Str. 2:

„Laß mich dir mein Vorgefühl verkünden,
Boie, alter, trauter Herzensfreund!
Wonniglich wirst du es mitempfinden,
Wann der Dichter fessellos erscheint."

Während seiner Studienzeit in Göttingen (seit 1786) schloß sich A. W. Schlegel eng an Bürger an. Bürger schätzte die Kenntnisse und Talente des jungen Studenten sehr hoch ein und besang den „jungen Aar, dessen königlicher Flug den Druck der Wolken überwinden und die Bahn zum Sonnentempel finden" würde, in dem Sonett „An A. W. Schlegel" 1789 (Ged. 182).

„Selbstgefühl und Mitgefühl beziehen sich auf die einzelne Person, auf ihre Willenbetätigungen und Lebenswendungen. Hierüber hinaus weisen die zahlreichen, höchst bedeutsamen Gefühle, die durch das Gemeinschaftsleben, das Gesamtbewusstsein erregt werden, durch den mehr oder minder weiten Kreis des Stammes, der Nation und der Rasse, zu der wir gehören" („Prinzipien", S. 187).

Neben den Kämpfen ums Dasein, um die Liebe und um die eigenen Kunstanschauungen, schenkt Bürger auch den sozialen und politischen Fragen seinen Anteil. Er gestaltet nicht nur das von ihm selbst Erlebte, seine inneren Wirrnisse und individuellen Kämpfe, sondern kämpft auch für die politischen Interessen der Menschheit und für die sozialen Angelegenheiten seines Volkes. Von größter Bedeutung für das soziale Leben ist vor allem die Familie. Bürger

G.A. Bürger-Archiv

hat in seiner Jugend im Pfarrhause zu Molmerswende den Segen eines glücklichen Familienlebens nicht erfahren. Eine gedrückte Stimmung lag über seinem Elternhause, und in frühester Jugend lernte der Knabe den Fluch einer unglücklichen Ehe kennen. „Und wenn sich dem Dichter der Sinn für das unberührte Glück einer in sich selbst genügsamen Häuslichkeit niemals ganz aufschließen wollte," — ich möchte die kurze, glückliche Ehe und Häuslichkeit mit Molly in Göttingen ausnehmen —, „so fällt ein Teil solcher Schuld auf das freudlose Elternhaus zurück" (Ged., Berger S. 2).

Mit verwegener Hand sprengt Bürger die Fesseln seiner Ehe und läßt seiner Liebe zu Molly freien Lauf; sehr pessimistische Anschauungen über die Ehe gibt er 1776, 77 und 81 in seinen Briefen kund (Briefe I 374, II 15—16, III 55). Er rät seinem Freund Boie, das Heiraten zu lassen, erklärt sich für „angeführt" und rät, „vernünftig zu heirathen."

Große Begeisterung zeigt Bürger für die sozialen Kämpfe seines Volkes. Im Staatswesen des 18. Jahrhunderts kannte man nur Untertanen, keine Bürger im eigentlichen Sinne des Wortes, die neben den Pflichten auch das Recht der Mitregierung und Einfluß auf das Staatswesen haben. Zum Unterschied von unserm heutigen „genossenschaftlichen Staat" ist der des 18. Jahrhunderts ein „anstaltlicher": alles wird für das Volk, doch nichts durch das Volk getan. Aber die Tätigkeit der Fürsten für das Volk war nur in den Staaten eine segensreiche, die von Herrschern regiert wurden, welche dem aufgeklärten Absolutismus huldigten, wie Friedrich der Große, Joseph II., Karl August. In anderen deutschen Staaten, deren Herrscher dem Absolutismus Ludwigs XIV. anhingen, hatten Bürger und Bauern unter der Mißwirtschaft der Fürsten und des Adels schwer zu leiden. Mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit kämpft auch unser Dichter gegen die verrotteten Zustände in solchen Staaten an. Bürger ist Demokrat, ja Revolutionär. Leidenschaftlich protestiert er gegen die Vorrechte des Adels und die Gewalt fürstlicher Despoten; z. B. im Ged. 50 „Der Bauer an seinen Fürsten."

„Ha! Du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus! Du raubst!
Du nicht von Gott! Tyrann!" (50, 16—18)

Auch in seinen Briefen (z. B. I 64, 373; II 62) zeigt er sich von eben demselben Tyrannenhaß beseelt, durch den

G.A. Bürger-Archiv

die Gebrüder Stolberg der Frau Aja in Frankfurt so schrecklich wurden. Etwas Demagogisches steckt in Bürgers Wesen, wenn er die Freiheit preist (Ged. 237, 1—4):

„Wer nicht für Freiheit sterben kann,
Der ist der Kette wert;
Ihn peitsche Pfaff' und Edelmann
Um seinen eignen Herd."

Mit glänzender Beredsamkeit „ermuntert" er seine Brüder Freimaurer „zur Freiheit" (s. Werke, herausgegeb. v. Wurzbach III. Bd., S. 202 ff):

„Hören wir nicht, was für ein edler gewaltiger Geist jetzt draußen seine Flügel regt? Soll dieser Flügelschwung nur die Außenwände unsrer Freiheitshallen umbrausen? Soll er nur unsre Ohren berühren, nicht aber auch unsre Herzen durchschauern?" (a. a. O. S. 203).

Jedoch nicht dazu will er seine Brüder entzünden, „daß sie ihre Arme mit Lanzen und Schwertern bewaffnen, hinausstürzen in den allgemeinen Aufruhr", nein, nicht mit Lanzen und Schwertern, welche der Waffenschmied schmiedet, will er jeden für Menschenrecht und Freiheit bewaffnen, sondern mit den Waffen und den Künsten des Geistes. „Kein Despotenfuß vermag festen und sichern Trittes auf einen Nacken zu treten, als nur auf denjenigen, der sich unter ihn in den Staub auf eine menschenunwürdige Weise hinabdrückt" (a. a. O. S. 207). Siegreich wird jeder die Sklavenfesseln sprengen, der will, was seiner Würde und derjenigen der Menschheit geziemt. Für Freiheit und Recht der Menschheit zu siegen oder zu sterben, ist süß und ehrenvoll. „Und heißt das zu viel gefordert, wenn es Hunderttausende gibt, die sich von der Laune eines einzigen Despoten für armseligen Sold hinwürgen lassen?"

Wie die Kämpfer für die Unabhängigkeit Nordamerikas, wie die Mitglieder der französischen Nationalversammlung, stellt auch Bürger den Kampf für Freiheit und Menschenrechte als Ideal hin. Dabei ist er von dem schwächlichen, deutschen K o s m o p o l i t i s m u s befangen, der im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland höchst entwickelt war. Bürger ist den Franzosen, die er im Anschluß an Klopstock nicht mehr Franzosen, sondern „edler Franken" nennen will (Ged. 224, 1—2), ein Tyrtäus gegen sein eigenes Vaterland (237, 23—24); er ist ein glühender Anhänger der französischen Revolution und hält noch zu einer Zeit an ihr fest, als ihre anderen Bewunderer sich schon längst mit Abscheu und Ekel von den Henkersknechten abgewandt hatten.

G.A. Bürger-Archiv

Noch im Sommer 1793, als das Haupt Ludwigs XVI. schon lange auf dem Block gefallen war, mißbilligt Bürger die Einmischung Deutschlands in die französischen Angelegenheiten (vgl. Ged. 269, 15—20) und singt den Galliern ein „Straflied bei ihrem schlechten Kriegsanfang." (Ged. 237).

Doch nach anderer Richtung hin macht sich auch Bürgers N a t i o n a l g e f ü h l geltend. Mit tiefer Liebe hängt er am Volke, belauscht es auf Gassen und Märkten und in den Spinnstuben bei seinen Liedern. Für ihn gibt es nur eine wahre, echte Poesie, nämlich die Volkspoesie, und sein höchster Ehrgeiz ist der, ein Volksdichter zu werden. „Die deutsche Muse soll nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Naturkatechismus zu Hause auswendig lernen" (s. W. III, S. 172).

Die Norm des volkstümlichen und zeitgemäßen Gehaltes in der Poesie fordert Bürger, wenn er sagt, wie seinesgleichen müsse man empfinden wollen, nicht wie die andern Völker anderer Zeiten, andrer Zonen oder gar wie der liebe Gott und die heiligen Engel (vgl. s. Werke III, S. 173), die Norm des nationalen Gehaltes, wenn er ein großes Nationalgedicht wünscht, denn „Deutsche sind wir! Deutsche, die nicht griechische, nicht römische, nicht Allerweltsgedichte in deutscher Zunge, sondern in deutscher Zunge deutsche Gedichte, verdaulich und nährend für's ganze Volk machen sollen" (s. Werke III, S. 177). Auch für das Studium der Muttersprache hat Bürger das denkbar größte Interesse; ihm ist echtes Sprachstudium nichts geringeres als Studium der Weisheit selbst. Auf dem ganzen Gebiet der Wissenschaften ist vor allem die Muttersprache diejenige Materie, die des eingehendsten Studiums wert ist. An der Göttinger Universität lehrt er alles, was deutsch ist: Deutsche Sprache, deutsche Literatur, deutsche Geschichte.

Schon von Jugend auf war dem Predigersohn Bürger ein tiefes r e l i g i ö s e s G e f ü h l eigen, das ihm immer treu geblieben ist und sich auch oft in seinen Dichtungen geltend macht. Wir unterscheiden zwei Hauptarten des religiösen Gefühls: Das Gefühl der Gottesehrfurcht und das des Gottvertrauens. Selten kommt in Bürgers Dichtungen das Gefühl der Ehrfurcht gegen Gott, den Schöpfer und Erhalter des Alls, zum Ausdruck, wie in Ged. 161, 1—4:

„Erhabenster, der du das All gestaltet
Zu deiner Herrlichkeit Palast
Und in ein Lichtgewand aus Finsternis entfaltet
Dein Werk gekleidet hast!"

G.A. Bürger-Archiv

Als Schöpfer und Bildner seiner Geliebten wird Gott im Gedicht 61 gepriesen:

„Lob sei, o Bildner, deiner Kunst!
Und hoher Dank für deine Gunst,
Daß du dein Wunder ausstaffiert
Mit allem, was die Schöpfung ziert." (61, 55—58)

Die Herrlichkeit Gottes, die sich in der Natur offenbart, wurde im 18. Jahrhundert von Haller, Brockes, Klopstock, Gellert und vielen anderen gepriesen. Auch Bürger stimmt im Danklied (Ged. 24) in diesen Lobgesang mit ein:

„Wer zählt die Gaben alle? wer?
Zählt jemand auch den Kies am Meer?
Wer ist, der an dem Firmament
Die Summe der Gestirne nennt?" (24, 29—32)

Doch von dieser „Unzahl" wendet Bürger lieber den Blick auf das Menschengeschlecht, auf sich selbst:

„Von dieser Unzahl weg den Blick!
Zurück, mein Geist! In dich zurück!
In diesem engumschränkten Bau,
Gott, welcher Gaben reiche Schau!" (24, 33—36)

Viel stärker als das Gefühl der Ehrfurcht vor Gott als dem Schöpfer des Alls und der Wunder der Natur kommt das Gefühl der Abhängigkeit von Gott zum Ausdruck. Voll festen Gottvertrauens glaubt Bürger an eine höhere, leitende Macht und überläßt „alles dem Willen eines Vaters, der seine Kinder mit der unendlichsten Liebe liebt" (Briefe III, S. 82). „Glauben soll der Mensch und wissen, daß Alles, was Gott thut, wohlgethan sey." (s. Werke III, S. 443). Wunderbar richtete Bürger seinen alten Verleger Dietrich durch sein festes Gottvertrauen und den ernsten, männlichen Trostspruch wieder auf, als dessen Tochter schwer krank daniederlag (s. Briefe III, S. 81 ff), und wir können an der Aufrichtigkeit seiner Trostworte nicht zweifeln, wenn er schreibt (Briefe III, S. 83):

„Du magst immer lächeln und sagen: Wie kömmt Saul unter die Propheten? wenn Du mich so moralisiren hörst. Ich versichere Dir doch aufrichtig, daß ich von Herzensgrunde an jene Wahrheiten glaube, und manchen Trost, manche Beruhigung schon daraus geschöpft habe."

Dieses Vertrauen auf Gott spricht Bürger auch im Gedicht 47 aus:

„Gott mag dein Herz bewahren!
Was Gott bewahrt, ist wohl bewacht,
Daß wir kein Leid erfahren!" (47, 32—35)

G.A. Bürger-Archiv

Im Ged. 186 letzte Str. sucht Bürger, Gott durch Gebet für sich günstig zu stimmen:

„Herr des Lebens, willst du mich erhalten,
O so gib mir eins — Gesundheit mir,
Dankend will ich dir die Hände falten,
Aber bitten weiter nichts von dir."

Neben dem Schicksalsgefühl des Gottvertrauens, der festen Zuversicht zu Gott als dem Lenker unseres Geschicks tritt bei Bürger das Willensgefühl nicht hervor, welches in dem Streben nach idealer Vervollkommnung liegt, nach einer Läuterung und Veredelung, die den Menschen Gott immer ähnlicher und wesensgleicher macht.

Lebensanschauung.

Das Leben Bürgers ist zum großen Teile ein Kampf zwischen Sinnlichkeit uud Sittlichkeit, ein Kampf zwischen Liebe und Pflicht gewesen, der jahrelang seinen Seelenfrieden zerstört hat. Sowohl er als auch Molly haben gegen die zerstörende Leidenschaft mit aller Kraft gekämpft, beide ehrten im Grunde ihres Herzens die Pflicht, die sie band. Trotz alledem konnten sie sich nicht zur Tugend der Entsagung durchringen. Ein Leben voll Entsagung scheint Bürger überhaupt kein Leben zu sein. In diesem Sinne schreibt er: „Ist es denn gar nicht möglich, daß wir leben können? — Denn man lebt ja nicht, wenn man nicht so leben kann, wie man zu leben wünscht" (Briefe II, S. 26). Schließlich findet er eine Lösung des Konfliktes, die der Moral widerspricht. Die Sinnlichkeit, die Begierde siegt, die ästhetische Freiheit fehlt ihm. Bürger hat sich selbst mit einigen Aussprüchen zur Unfreiheit des Willens bekannt, zur Herrschaft der Naturkräfte über die seelischen und sittlichen Kräfte:

„War denn diese Flammenliebe
Freier Willkür heimgestellt?
Nein! Den Samen solcher Triebe
Streut Natur ins Herzensfeld." (Ged. 64, Str. 27)

Er lehnt sich gegen den Zwang des Sittengesetzes auf und fordert freie Betätigung der Natur.

„Ich hab' ein lieb' Mädel, das hab' ich zu lieb,
Ja leider! was kann ich dafür?" (Ged. 86, 1—2)
„Wohl übet sich Tugend, wohl übt sich ja Pflicht,
Doch keiner thut mehr als er kann." (Ged. 86, 29—30)

G.A. Bürger-Archiv

Später jedoch (im Jahre 1791) bekundet er in seiner Freimaurerrede „Ueber den moralischen Muth" ganz andere ethische Anschauungen, die den früher geäußerten völlig widersprechen.

„Der Mensch ist stark genug durch die göttliche Vernunft, sowohl über die Natur außer ihm, als sein eigenes Herz in ihm, je länger je mehr Herr zu werden" (s. Werke III, S. 447). Und „ohne Festigkeit des Geistes und des Herzens, ohne den moralischen Tapfermuth, kann kein Menschenleben wahrhaftig gut, gemeinnützig und des Menschen würdig seyn." (s. Werke, S. 447).

Es hat jedoch den Anschein, daß diese mit großer Ueberzeugung und Wucht gesprochenen Worte nur eine theoretische Erkenntnis späterer Zeit sind; praktisch hat sich Bürger tatsächlich nie zur Freiheit des Willens durchgerungen, sondern ist immer von seinen Trieben und Neigungen abhängig gewesen.

Bürgers Werke haben vielfach eine moralische Tendenz. Lenore lädt die schlimmste Schuld auf sich, indem sie vermessen mit Gottes Vorsehung hadert, Abendmahl und Oelung zurückweist. Für diese Sünden ereilt sie das Strafgericht, und die heulenden Geister geben uns schließlich die Lehre, daß der Mensch nicht mit „Gott im Himmel hadern soll." Im „Raubgrafen" wird der Schlechte grausam bestraft, nachdem er zuvor von der Hexe der Gerechtigkeit überliefert worden ist. „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" hat eine moralische Tendenz im Sinne der bürgerlichen Familientragödien: der niederträchtige Verführer und der engherzige, harte Vater gehen frei aus, die Verführte wird der Justiz überliefert und hingerichtet, weil sie aus Verzweiflung ihr Kind getötet hat.

Das ethische Ideal, die höchste Tugend und heiligste Pflicht der Germanen ist die Treue; auch heute ist es für uns noch interessant zu sehen, wie unsere Dichter über das Ideal, welches die Poesie unserer Altvordern beherrscht, denken. Bürger behandelt es in mehreren Gedichten. „Das Lied von der Treue" gipfelt in beißendem Spott gegen die weibliche Treue; im „Grafen Walther" gewinnt die verstoßene Geliebte durch standhafte Treue die Hand des Grafen. Der Gegenstand hat aber etwas beleidigendes für die Würde des weiblichen Geschlechtes, und Bürger scheint geneigt gewesen zu sein, nur die Treue des Weibes als Pflicht, die des Mannes jedoch als Gabe zu betrachten. Dies wird auch durch die „Ballade" (Nr. 44) bestätigt. (vgl. Ged. Berger, S. 446).

G.A. Bürger-Archiv

Wie über die Freiheit des Willens, denkt Bürger auch über die Begriffe Schuld, Sünde nicht einheitlich während seines ganzen Lebens. Er glaubt keine Schuld auf sich zu laden, wenn er in dem Kampf zwischen Liebe und Pflicht der Begier nachgibt, weil die Natur es so will. Ged. 64, Str. 28, im Jahre 1776:

„Sinnig sitz' ich oft und frage
Und erwäg' es herzlich treu
Auf des besten Willens Wage:
Ob uns lieben Sünde sei?
Dann erkenn' ich zwar und finde
Krankheit, schwer und unheilbar,
Aber Sünde, Liebchen, Sünde
Fand ich nie, daß Krankheit war." (64, 217—224)

Später jedoch, nach Mollys Tode, nimmt er die ganze Schuld auf sich: Ged. 183, Str. 17:

„Schuldlos war ihr Herz und Blut!
Welches Ziel die Rüge wähle,
O so trifft sie meine Fehle,
Fehle meiner Liebeswut!" (Ged. 183, Str. 17)

Da scheint ihm doch das Verwerfliche, das in seiner bigamischen Ehe lag, voll zum Bewußtsein gekommen zu sein; er preist das Glück und den Frieden der reinen Ehe mit Molly (Ged. 183, Str. 9).

Schon bei der Besprechung der religiösen Gefühle sahen wir, daß Bürger an die Güte und Gerechtigkeit Gottes glaubte. Mit diesem Gottvertrauen verbindet er den Glauben an die Güte der Vorsehung, die „gewiß und wahrhaftig zu unserm Besten über uns waltet" (Briefe III, S. 82). Doch oft rebelliert er auch gegen das Schicksal. Für sein verfehltes Dasein macht er gern die launige „Metze Fortuna" verantwortlich und pessimistisch sagt er 1791:

„Beim nahen Schauen
Ist jedes Glück der Erde Wahn;
Kein Weiser bleibt ihm zugethan."
(Ged. 230, 13—16)

„Der letzte und weiteste Begriff, durch den unser sittliches Thun und Denken zusammengefaßt wird, ist der des Charakters." („Prinzipien" S. 233).

Mit großer Aufrichtigkeit schildert Bürger seinen Charakter in der „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will" (Briefe IV, S. 22):

G.A. Bürger-Archiv

„Mein Charakter und meine Gesinnungen möchten zwar vielleicht noch etwas mehr werth sein, als meine Geistes-Talente. Dennoch fühle ich, daß ich mit jenen noch weit unzufriedener sein muß, als mit diesen. Denn, so wie ich hier nicht nur erkenne, was zum besser und vollkommener seyn gehört, so fühle ich auch gar wohl die Möglichkeit, diese Vollkommenheit zu erreichen, wenn ich nur nicht von Trägheit, Weichlichkeit und Sinnenlust mich so oft abhalten ließe."

In der Tat hat sich Bürger durch Trägheit und Sinnenlust beeinflussen lassen; ferner gestattet er den Schicksalsgefühlen einen viel zu großen Einfluß auf sich, während die Willensgefühle bei ihm sehr zurücktreten. Wohl preist er in der „Ermunterung zur Freiheit" die Macht des Willens, doch er selbst hat nie Selbstbeherrschung und strenge Manneszucht gelernt. Mit Recht sagt Herder: „Er lernte vieles, nur nicht sich selbst bezwingen, anhaltend ausdauern, Maß und Zweck seiner Bestimmung kennen; er ward also nie sein selbst mächtig." (Ged., herausgegeb. von Sauer; Berlin und Stuttgart; S. V).

Und wenn uns auch das feindliche Schicksal, welches auf seinem Leben lastete, ein tiefes Mitleid abgewinnt, so müssen wir ihn dennoch für charakterlos halten, weil er haltlos hin und her schwankte wie ein schwaches Rohr und lange als Gatte zweier Weiber im Bewußtsein moralischer Verkommenheit lebte.

Kapitel II.

Die ästhetischen Grundlagen des Sprachstils. Betrachtung und Würdigung einzelner Teilstücke.

1. Anakreontische Jugendgedichte.

Die lyrischen Gedichte aus Bürgers Jugend- und Universitätsjahren sind auf dem von der Anakreontik geschaffenen Boden erwachsen; die griechisch-römische Göttermaschinerie spielt die denkbar größte Rolle: Bacchus (Libern, Bassareus), Erato, Cythere, Apoll, Amor, Mutter Tellus, Venus Aphrodite (Coelus, Diana, Cypris, Erycina), Flora, Delia-Artemis, Ceres, Pallas, Juno, die Grazien, die Nymphen und die Musen werden erwähnt, auf Geschichten und Sagen aus dem klassischen Altertum wird oft angespielt. Daher widerspricht diese Lyrik vollständig der Norm des zeitgemäßen, volkstümlichen und nationalen Gehaltes; sie ist konventionell und kann nur von Lesern verstanden werden, die mit der klassischen Mythologie innig vertraut sind. Als Bürger später seine Theorien über die Volkspoesie ausgebildet hatte, sah er diese Fehler seiner Jugendlyrik selbst ein und verbesserte vorsichtig an manchen Stellen, sodaß in diesem Punkte die späteren Fassungen den älteren vorzuziehen sind. Einige Beispiele erwähnt Beyer (a. a. O. S. 87).

Fast für jedes einzelne dieser Jugendgedichte Bürgers ist ein Vorbild nachzuweisen; er verwertet oft wiederholte Gedanken und Motive der internationalen Anakreontik und verstößt daher gegen die Norm der Neuheit und Abwechslung. Selbst wenn wir mit Berger (Ged. S. 401) annehmen, daß die Aeußerung Boies: „Im Jahre 1769 und 70 ist auch der Anfang einer Liebe, die zuerst unglücklich gewesen und hernach erst gekrönt geworden zu sein scheint", auf die in den Jahren 1769—71 entstandenen Gedichte 5, 7, 9, 10, 11,

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

19 zu beziehen ist, findet sich doch noch viel Fingiertes, bloß Gemachtes in Bürgers anakreontischen Gedichten. Er gestaltet noch nicht mit innerer Notwendigkeit das von ihm Erlebte, die Kämpfe und Wirren seines Herzens, Liebesleid und -Lust. Erst als das Erlebnis in seine Dichtung bedeutender eingreift, macht er sich von der Nachahmung anakreontischer Muster mehr und mehr frei. In seiner Jugendlyrik aber hält Bürger an der Tradition fest; wie die andern anakreontischen Dichter besingt er oft eine fingierte Geliebte: Durch die Macht des Gesanges möchte er Chloens Herz erobern, das Amor noch nie bezwungen hat (Ged. 2); in Ged. 6 schildert er das Glück des Mannes, der ein Liebchen hat, und klagt am Schluß:

„Doch ach! was sing' ich in den Wind
Und habe selber keins?
O Evchen, Evchen, komm' geschwind,
O komm und werde meins." (6, 33—36)

Nur Elise macht ihm die Flur zum Paradiese (Ged. 18); ein glückliches Leben führt er mit Selinden (Ged. 37), und sein Ideal vom Leben schildert er in dem Gedicht „das vergnügte Leben" (Ged. 38) nach dem Vorbilde Grécourts und schließt dann:

„Seit mir die Lieb' Amalien gegeben,
Besitz' ich alles, was ich eben sang." (38, 23—24)

Da in vielen Gedichten um die Liebe eines spröden Mädchens geworben, die Härte und Grausamkeit des Mädchens gegen den Liebhaber beklagt oder die Sehnsucht nach der Geliebten geschildert wird, waltet auch eine elegische Grundstimmung vor.

Eine rein lyrische, durchaus glückliche Stimmung gibt uns der Dichter in dem bekanntesten Gedicht aus jener Zeit, dem vom Vater Gleim so überschwänglich gepriesenen „Dörfchen" (Ged. 18). In dieser einfachen Schäferidylle sind Anspielungen auf das klassische Altertum bis auf die Erwähnung des Mäander und der Philomele ganz vermieden, und schöne personifizierende Apperzeptionen, wie die auf S. 1 erwähnte des Baches, beleben das Gedicht.

Das lyrische Element beherrscht auch das Trinklied (Nr. 1), welches durch viele Ausrufungs- und Wunschsätze belebt wird.

Der Sprachstil dieser anakreontischen Gedichte ist durchaus realistisch, so z. B. Ged. 6, 19—20:

„Er kräht vergnügt in seinem Gott
In dulci Jubilo."
„Ha, so säße die Gefahr
Dir bereits in dem Genicke." (16, 30—31)

Bürger vermeidet nicht die Schilderung des bloß Häßlichen; ganz unbrauchbar ist die Travestie „Nach Horaz" (15), die nicht nur gegen die Norm der Abtönung verstößt, sondern geradezu gemein und häßlich ist. Besonders in Str. 2 und 3 schildert der Dichter in behaglicher Breite Vorgänge, die unserer moralischen Anschauung stracks zuwiderlaufen. Auch die lüsternen Gedanken der „Stutzerballade" (Ged. 8) sind ohne alle Abtönung vorgetragen.

Derb-realistisch ist der Stil des Trinkliedes (Nr. 12), in dem durch manche Ausdrücke ein urwüchsiger Kneipenton erzielt wird; so z. B. 12, 5—8:

„Des Armen ganzer Reichtum ist
Die goldbemalte Leier,
Von der er prahlet, wie ihr wißt,
Sie sei entsetzlich teuer." (12, 5—8)
„Und ob sich Phöbus gleich vornan
Mit seiner Dichtkunst blähet . . ." (12, 13—14)

In einigen dieser anakreontischen Dichtungen (z. B. Ged. 9, 11) erhebt sich Bürger auch zu größerem Schwung, verfällt dann aber leicht in eine hyperbolische Ausdrucksweise. In anderen Gedichten finden wir süßliche oder gelehrt aufgeputzte Tändeleien. Mit seinen Kenntnissen der antiken Sagen tändelt er z. B. im Ged. 2 und Ged. 16, süßlich und geziert ist der Ausdruck im „Huldigungslied" (Ged. 19). Z. B. Str. 14:

„Flügelschläge von dem Weibchen
Trägt des Taubers frommer Sinn,
Auch von dir, geliebtes Täubchen,
Nähm' ich alles willig hin."

Aehnliches findet sich im Gedicht 37 „Die beiden Liebenden". Str. 11:

„Nun schwebt die Grazie vor mir,
Schlägt mit den Silberfüßchen Triller
Und tanzet hin an das Klavier
Und singt ein Lied nach Weiß von Miller."

Str. 13:
„Der Pfirsich, dessen zarten Pflaum
Ihr reiner Perlenzahn verwundet,
Wie lüstern macht er Zung' und Gaum!
Wie süß mir dieser Pfirsich mundet!"

Zurechtgedrechselt ist Str. 2 von Gedicht 16 und Gedicht 7, 17—20.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Aber schon in seiner Jugendlyrik geht Bürger durch kräftigere, leidenschaftliche Sinnlichkeit über die herkömmliche Anakreontik hinaus. Feurig und leidenschaftlich fordert er den Besitz seiner Geliebten am Schlusse des Gedichts 2, 36—42:

„Beim Apoll! Ich muß sie küssen.
Keine Macht errettet sie!
Hat sie geich sich losgerissen,
Wann ich sonst mit süßer Müh'
Feurig sie in meinen Arm gezwungen,
Weil kein siegend Saitenspiel
Damals noch in meiner Hand erklungen!"

Weit entfernt von aller Zimperlichkeit sind die sinnlich-wollüstigen Gedanken, die er in der „Stutzerballade" offenbart; derbere, sinnliche Akzente schlägt er auch in Gedicht 37 an; er „wirbt um Wollust bei Selinden". Mit großem Behagen schildert er hier die Szene, wo er seiner Geliebten die Schnürbrust anlegt, wie ihm die Hände vor Wonne beben und „das Band zerreißt, so oft es kann, damit die Arbeit später ende." (Str. 9). Schwülstig-sinnlich ist auch die nächste Strophe:

„Nun schlinget meine kühne Hand —
O Liebe, Liebe, welche Gnade! —
Ein sanftgeflammtes Rosenband
Ihr zierlich zwischen Knie und Wade.
Wie mir das Blut zu Herzen stürzt!
Nicht schöner wies sie Atalante,
Da sie ums Jawort, hochgeschürzt,
Mit ihren Freiern wetterannte." (37, 73—80)

Schon in diesen ersten Gedichten sind einige bemerkenswerte Anlagen zu erkennen, die sich später weiter bilden und bedeutend verstärken. Die personifizierende Apperzeption ist von Bürger oft glücklich verwendet; leblose Gegenstände werden besonders durch Verba belebt:

„Kleine, laue Winde blasen
Wohlgerüche vor ihm her." (4, 11—12)
„Segenvolle Wolken streuen
Warme Tropfen auf die Flur,
Geben Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur." (4, 13—16)

Oder sie werden angeredet und als Vertraute des Menschen gedacht; ihnen wird menschliches Seelenleben beigelegt:

„Fragt jeden Sonnenwind, der hier
Die Blumenau erfrischet:
Ob je ein Seufzer sich von mir
In seinen Hauch gemischet?" (10, 5—8)

G.A. Bürger-Archiv

Auch Ansätze zu subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen, besonders zu Wiederholungen, die Bürger ja in den Balladen und in der späteren Lyrik mit großer Meisterschaft ausgebildet hat, sind in den anakreontischen Gedichten vorhanden:

„Als der erste Frühling blüte,
Wand aus stiller Wasserflut,
Wand sich Venus Aphrodite .... los." (Ged. 4, 45)
„Selber wäre sie erschienen,
Selber hätte sie gefleht." (Ged. 4, 129—130)

Wenn Bürger sich auch allmählich von der Nachahmung der anakreontischen Dichtung frei macht und sich volkstümlichen Stoffen zuwendet, so ist diese Loslösung doch keine vollständige. In dem 1775 verfaßten Gedicht „An die Nymphe des Negenborns" (Nr. 51) z. B. macht sich der Einfluß des Horaz noch stark geltend, und Gestalten aus der klassischen Mythologie wie Libern-Bacchus, Nymphen, Mänaden und Najaden werden erwähnt. Aber Bürger erkennt selbst, daß diese Art Poesie seiner nicht mehr würdig ist, und schreibt in diesem Sinne am 15. II. 1776 an Boie (Briefe I, S. 338 bis 339):

„Wenn Du die Einlage des Drucks würdig achtest, und Voßens Almanach noch nicht geschlossen ist, so schick sie an ihn. Diese Art von Poesie ist zwar jetzt meine Sache nicht mehr; inzwischen ist's wohl gut, den Ramlern und Ihres Gleichen zu zeigen, daß man, wenn man sonst will, ihr Prachtgeklingel eben so gut machen kann. Dies soll indessen der letzte Klingklang von der Art seyn. Ueberhaupt möcht' ich mich gern nachgerade der mikrologischen Poesie entziehen. Ich strebe, was größeres zu umfassen."

Jedoch noch 1789 kehrt Bürger in dem Gedicht „An die Bienen" zu anakreontischen Motiven zurück. Er rät den Bienen (184, 5—8):

„Statt die Tausend (Blumen) auszunippen,
Die euch Florens Milde beut,
Saugt aus Amaryllis Lippen
Aller Tausend Süßigkeit."

2. Minnelieder.

Das Wort „Minne" war im 16. Jahrhundert außer Gebrauch gekommen und wurde erst durch die Dichter des Göttinger Hains wieder volkstümlich gemacht. Diese waren durch Bodmers Ausgabe der großen Heidelberger hs. C, der nach Rüdiger Manesse in Zürich genannten Manessischen

G.A. Bürger-Archiv

hs., mit der alten deutschen Poesie bekannt geworden und dichteten selbst Minnelieder.

Bürger veröffentlichte fünf Minnelieder (Ged. 20, 21, 23, 31, 42), die ersten drei wurden 1772, das vierte 1773 und das letzte 1774 gedichtet. Engere Beziehungen dieser Minnelieder zu mhd. Autoren sind nicht nachzuweisen, nur zu Gedicht 23, in dem der Frauenreiz dem Lenz vorgezogen wird, hat Elster*) eine Parallele beigebracht (Walther von der Vogelweide, Lachmann 45, 37).

Bürgers Minnelieder unterscheiden sich dadurch von den vorher besprochenen, anakreontischen Gedichten, daß das klassisch-mythologische Element aufgegeben, durch die Neubelebung von mhd. Wörtern eine Bereicherung des Wortschatzes erzielt und den Liedern eine altdeutsche Färbung gegeben wird. Im übrigen wurzeln sie aber noch tief in anakreontischem Boden und sind voll von Motiven der internationalen Anakreontik. Das Minnelied 21 ist im Geiste der Schäferpoesie gehalten, und der Schluß von der pietistischen Poesie Klopstocks und Ossians beeinflußt: Der Geist des Verstorbenen säuselt durch die sich kräuselnden Blätter dem Mädchen ein Minnelied ins Ohr.

Im Ged. 23 wird die Geliebte im Sinne der Anakreontik geschildert. In der zweiten Strophe des Ged. 31 wird ein beliebtes anakreontisches Motiv verwendet, während die Schlußstrophe an Horaz erinnert (vgl. Berger, Ged. S. 401). Das Minnelied 42, welches wahrcheinlich im Mai 1774 gedichtet wurde, bezieht sich schon auf Bürgers Liebe zu Dorette Leonhart, die am 18. II. 1774 zuerst in den Briefen genannt wird. Das volle Glück des jungen Bräutigams findet jubelnden Ausdruck:

„Mai erwacht,
Minne lacht,
Mai hat Minne,
Minne Sang wohl angefacht." (42, 7—10)

Jugendmut und Frohsinn, heiterster Lebensgenuß, Zufriedenheit und Hoffnung sprechen aus den einfachen Minneliedern. Das Sehnen und Schmachten nach Erhörung der Wünsche des Liebenden ist nicht mehr das Motiv dieser Dichtungen. Seine Wünsche sind erfüllt, er lebt in Frieden und Harmonie mit der Umwelt. Daher haftet seinen Gedichten auch nicht mehr der weichliche, elegische Ton an,

* Euphorion II. S. 780.

G.A. Bürger-Archiv

sondern eine heitere, beglückte, rein lyrische Stimmung kommt überall zum Ausdruck. Mit seinen gefälligen Minneliedern erwirbt sich der Dichter die Gunst der Schäferinnen, „die sich hie und da auf deutscher Flur durch Lied und Lob gewinnen lassen" (Ged. 21). Wenn auch der kalte Winter der Flur das grüne Maigewand geraubt hat und den lieblichen Vogelgesang verstummen läßt, so kann das alles die heitere Stimmung des Dichters nicht beeinflussen, denn:

„Was kümmert mich die Nachtigall
Im aufgeblühten Hain?
Mein Mädchen trillert hundertmal
So süß und silberrein." (Ged. 23, Str. 3)
„O Mai, was frag' ich viel nach dir?
Der Frühling lebt und webt in ihr!" (Ged. 23, Str. 4)

Aehnliche Gedanken bekundet er in Ged. 31 „Minnesold". Sowohl der Dezemberfrost als auch die Glut des Heumonds sind leicht zu ertragen,

„Denn das alles lohnt der Sold,
Den getreue Minne zollt." (31, 47—48)

Stellenweise ist der Ton der sonst so frischen Minnelieder tändelnd und geziert; besonders in Ged. 21, Str. 9:

„Erwerben werd' ich artig Gut
An tausend kleinen Pfändern,
Und prangen wird mein Stab und Hut
Mit Rosen und mit Bändern."

Und Ged. 31, Str. 4:

„Nimmer, nimmermehr hienieden
Fänd' ich süßeren Genieß;
Süßeres ist nur beschieden
Seligen im Paradies!
Süß ist, was die Biene zollt;
Süßer dennoch Minnesold."

3. Lieder mit pietistischem Einfluß.

Seit April 1772 verkehrte Bürger mit der Hofrätin Listn, einer empfindsamen, schwärmerisch veranlagten Dame, die für pietistische Ideen sehr empfänglich war. Durch diesen Verkehr, durch viele religiöse Gespräche wird auch Bürger, der von Jugend auf ein tiefes religiöses Gefühl hatte, das nur zeitweise durch sein leichtsinniges Studentenleben und Klotzens schlechten Einfluß erstickt war, frommen Betrachtungen zugängig. Am 2. XI. 1772 schreibt er an Boie (Briefe I, S. 75):

G.A. Bürger-Archiv

„Meine bisherige wollüstige und tändelnde Dichtungsart fängt mir an durchaus zu misfallen. Sie ist gar zu sehr von allen moralischen Sentimens entblößt. Die Poesie verliert dadurch ihr erhabenes Amt, Lehrerin der Menschen zu seyn."

So entstehen in den Jahren 1772-73 die Gedichte 22, 24, 27, 28, in denen sich der Einfluß des Pietismus deutlich bemerkbar macht. In dem Gedicht 22 „An die Hoffnung", wird die Hoffnung als die wohltätigste der Feen, die Trösterin der Kranken und Schwachen, der Sklaven und auch der unglücklich Liebenden gefeiert. Schwärmerisch, pietistisch ist das Gedicht „An Agathe" (Hofrätin Listn) Nr. 27, in dem der Dichter ihr ein besseres Jenseits verheißt und sie dann bittet:

„Zeuch mich dir, geliebte Fromme,
Mit der Liebe Banden nach!
Daß auch ich zu Engeln komme,
Zeuch, du Engel, dir mich nach!" (27, 45—48)

Die Grundstimmung dieser Lieder, in denen die Reflexion einen verhältnismäßig großen Raum einnimmt, ist elegisch, denn die Vereinigung mit der Geliebten ist unmöglich. Doch die Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches in der Ewigkeit ist vorhanden:

„Und hört sie dich auf Erden
Nicht unter Sterblichen;
Sie kann die deine werden
Noch bei den Seligen ...." (Ged. 22, Str. 13)

Der Stil dieser Lieder ist ein gehoben realistischer; besonders im Gedicht „An die Hoffnung" (22) ist das Störende, Widerwärtige fein abgetönt. Realistischer ist „An Agathe" (27); hier ist besonders Str. 4 unschön.

Das Gedicht 28 zeigt das gläubige Vertrauen des Dichters auf den „himmlischen Belohner", der den Hingeschiedenen aus dem Grabe rufen wird, damit er die Krone des Lebens empfange. — Im „Danklied" (24) sind eigentlich nur die erste, achte und letzte Strophe in geistlichem Sinne gedichtet; dennoch ging das Lied in einige Gesangbücher über (vgl. Berger, Anmerkungen zu d. Ged. S. 405). Ziemlich matt und profan sind die Strophen 6 und 7, die unmittelbar vor der schönen Strophe 8 stehen, welche an das Kirchenlied, z. B. Gellerts „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht ...", leise anklingt:

„Auf Rebenbergen fern und nah',
Am hohen Kap, zu Malaga,
Zu Hochheim, Cypern und Burgund
Troff Nektar schon für meinen Mund." (Str. 6)

G.A. Bürger-Archiv

„Wer zählt die Gaben alle? Wer?
Zählt jemand auch den Kies am Meer?
Wer ist, der an dem Firmament
Die Summe der Gestirne nennt?" (Str. 8)

Die Grundstimmung dieses Gedichtes, in dem das große Selbstbewußtsein des Dichters zum Ausdruck kommt, ist lyrisch.

4. Lieder an Dorette.

Nur wenige Gedichte hat Bürger an seine erste Frau, Dorette, gerichtet; und diese wenigen sind, mit den Mollyliedern verglichen, ohne tieferes Gefühl, „schön Suschen" ausgenommen. Allen fehlt die heiße Leidenschaft und Sinnlichkeit, die den Mollyliedern eigen ist. Die Grundstimmung der Gedichte 42, 43, 46 ist rein lyrisch. Das Ideal einer Vereinigung mit der Geliebten ist erfüllt, der Dichter lebt in Frieden und Harmonie mit der Umwelt, sein Lebensgenuß wird durch nichts gestört.

„Liebe! Deine Wunderkraft
Hat mein Leben neu geboren,
Hat zu hoher Götterschaft
Mich hienieden schon erkoren!" (43, 19—22)

In dem ganzen Gedicht 43 herrscht das lyrische Element vor, Frage- und Ausrufesätze beleben den Ton. Die mit großem Erfolg in den Balladen angewendeten Onomatopöien übernimmt Bürger mit dem „Spinnerlied" (46) auch in die Lyrik und erzielt eine große Lebendigkeit in dem sonst ziemlich unbedeutenden Gedicht. Str. 1:

„Hurre hurre hurre!
Schnurre, Rädchen, schnurre!
Trille, trille lang und fein,
Trille mir ein Fädelein
Wohl zum Busenschleier."

Einen Wendepunkt in der Liebe des Dichters zu Dorette bezeichnet das Gedicht 57 „Schön Suschen". Lange Zeit hat er das tugendhafte und sittsame Mädchen gekannt; aber sie zog ihn nicht an, ohne Schmerz konnte er von ihr scheiden. Plötzlich wurde es anders:

„Da that's mir, wenn ich schied, so leid,
So wohl mir, wenn ich kam.
Da hatt' ich keinen Zeitvertreib
Und kein Geschäft als sie." (11—14)

G.A. Bürger-Archiv

Sie ist sein höchstes Glück; die Natur, die Umwelt sind ihm gleichgültig, er beachtet sie nicht mehr.

„Sah nirgends blühen Blum' und Laub,
Nur Suschen blühte mir." (19—20)

Doch, unfaßbar für ihn! Sie wird ihm wieder gleichgültig. Nun grübelt er Tag und Nacht, warum ihm so geschah, und „die vollständige Ratlosigkeit des Verstandes gegenüber der Gefühlswelt" (Berger, Anmerkungen S. 414) findet rührenden, kindlich-naiven Ausdruck in dem biblischen Gleichnis, das eins der schönsten in Bürgers Lyrik ist:

„Drum Lieb' ist wohl wie Wind im Meer,
Sein Sausen ihr wohl hört,
Allein ihr wisset nicht woher
Er kömmt, wohin er fährt. (57, 45—48)

Wunderbar ist dem Dichter die naive, herzliche Ausdrucksweise in diesem Gedichte gelungen, und kein Mißton stört den Eindruck, den diese Elegie auf den Leser macht. Mit dem Gedicht „Schön Suschen", in dem Bürger ganz individuell die tiefen Erlebnisse und ergreifendsten Geheimnisse seines Inneren kundgibt, tritt er unsern größten Lyrikern ebenbürtig zur Seite. Reichlich ergeht er sich in den subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen, die den Gefühlsinhalt erweitern und vertiefen.

Viel unbedeutender sind die Gedichte 93 und 116. Die „Muttertändelei" (93) wird wahrscheinlich von Dorette verfaßt sein, und Bürger hat das Gedicht nur umgearbeitet. Mit vielen naheliegenden Vergleichen gibt eine Mutter ihre Zärtlichkeit für ihr Kind kund, das ihr für alle Schätze der Erde nicht feil ist. Der Stil (besonders in den Metaphern) ist realistisch, so z. B.:

„Fetter als ein fettes Schneckchen,
Süßer als ein Zuckerweckchen." (93, 7—8)

Naturalistisch im Stil ist die derbe „Abfertigung an meine Frau" (Ged. 116); das Leben mit seinen mannigfachen Wirren und Trübungen, die öde Alltagswelt, die das Genie bedrückt, wird uns geschildert. Oft verstößt der Dichter gegen die Norm der Abtönung, z. B.: Str. 3:

„Ein Weib — heißt Frau Justitia —
Entnervt mich mit Karessen.
Sie wird mit Seel' und Leib mich ja
Wohl noch vor Liebe fressen."

G.A. Bürger-Archiv

Das Beste, was Bürger auf lyrischem Gebiet geleistet hat, sind seine

5. Mollylieder.

In diesen Liedern hallt jeder Wechsel der Gefühle in seinem Herzensbündnis mit Molly nach; viele sind Bekenntnisse des Dichters, der sein Ich unbekümmert um das Urteil der Welt kund gibt, andere haben die Tendenz, um die Geliebte zu werben. „Der dichterische Werth der lyrischen Stücke, die Bürger seiner Geliebten Molly gewidmet hat," sagt A. W. Schlegel (B. s. W. IV, S. 450), „ist so mit der Verworrenheit wirklicher Verhältnisse verwebt, daß sie keine reine Kunstbeurteilung zulassen." Dennoch müssen wir versuchen, ein ästhetisches Urteil über die Mollylieder zu gewinnen. Dabei wollen wir immer dessen eingedenk bleiben, daß es die Aufgabe des Künstlers ist, die Gefühlswerte der Lebenserscheinungen zu betonen. Dieser seiner eigentlichen Aufgabe darf der Dichter nicht untreu werden, um etwa die Poesie zur Verkünderin moralischer Weisheit oder sie direkt sittlichen Lebenszwecken dienstbar zu machen. Andrerseits muß sich aber auch der Dichter gewissen, seit Urzeiten feststehenden Grundanschauungen der Moral fügen und unterwerfen (vgl. Elster, „Prinzipien", S. 24 u. 29).

Schon im „Ständchen" (Nr. 47), dem ersten poetischen Erzeugnis der Liebe Bürgers zu Molly, kommt in Str. 4 eine elegische Grundstimmung zum Durchbruch: alles liebt, doch:

„Wann? o wann ist auch mir erlaubt,
Daß ich zu dir mich füge?" (47, 19—20)

Diese Sehnsucht nach voller Vereinigung mit der Geliebten findet jedoch Trost in der Hoffnung auf künftige Zeiten und in dem kindlichen Vertrauen auf die Güte Gottes.

Die vielen Ausrufe-, Wunsch- und Fragesätze lassen das lyrische Element vorwalten, die frische Lebendigkeit wird noch durch Onomatopöien verstärkt, für die Bürger besonders im Volkslied viele Vorbilder fand. Der Ablaut i—a, den er in den Onomatopöien gern anwendet, findet sich in „trallirum-larum." Der Ausdruck des Liedes ist entzückend einfach und volkstümlich-naiv, z. B.:

„Hüll' auf den hellen Sonnenschein
In deinen zwei Guckäugelein!" (47, 5—6)

Oder: „Nichts wachet mehr, was schlafen kann,
Als ich und Uhr und Wetterhahn." (11—12)

„Der Sperling unterm Dache sitzt
Bei seiner trauten Sie anitzt." (17—18)

G.A. Bürger-Archiv

Der Stil ist realistisch; der Ton ist leicht und flüssig. Wie meistens in dieser Zeit hat Bürger unter dem Einfluß seines Balladenstils auch in der Lyrik häufig die subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen angewendet. Durch Wiederholungen (z. B. in Str. 4 und 5) erzielt er eine Verstärkung und Erweiterung der Gefühlswerte. In diesem, wie in manchen anderen lyrischen Gedichten Bürgers (z. B. Nr. 61, 72) finden wir in der Schlußstrophe eine Wiederholung der Anfangsstrophe mit kleinen Modifikationen. Er sucht dadurch die künstlerische Einheit noch mehr hervorzuheben.

Die weiche, elegische Stimmung des Dichters verstärkt sich mehr und mehr; im „Schwanenlied" (55) fühlt er sich „matt und krank"; er möchte am liebsten den Tod „aus ihrem süßen Munde saugen" und sterben „vor den Wehen der ungestillten Lust", weil die gewünschte Vereinigung mit der Geliebten nicht erfolgen kann. Das „gepraßt" (55, 16), an dem schon Boie (Briefe I, 271; 330) Anstoß nahm, stört den gehobenen Stil.

Während Bürgers Liebe zu Dorette gewesen war wie der „Wind im Meer", wird die zu Molly immer leidenschaftlicher. In der „Abendphantasie eines Liebenden" (Ged. 59) erfüllt Bürger ein altes anakreontisches Motiv mit der starken, sinnlichen Glut, die ihm seine Liebe zu Molly eingibt (besonders in den Strophen 3 und 5). Auch hier ist die Grundstimmung elegisch, der Stil realistisch, Vers 17 bis 18 wenig abgetönt:

„Ahi! Da hör' ich das Gestöhne,
Das Wollust aus dem Busen stößt." (59, 17—18)

Eins der schönsten Mollylieder, dessen Aufbau recht bemerkenswert ist, ist „Das Mädel, das ich meine" (61). In Str. 1 wird die „Liebespracht" des Mädels im allgemeinen besungen. In Str. 2 bis 9 wird die Schönheit des Mädchens durch Vergleiche mit der Natur veranschaulicht, wie es schon im Minnegesang üblich war. Nachdem uns in den Str. 2 bis 7 die Einzelheiten der Schönheit nicht als Vorhandenes, sondern als etwas unter den Händen des bildenden Schöpfers Entstandenes geschildert worden sind, wendet sich der Dichter in Str. 8 und 9 vom Einzelnen zum Ganzen, indem er uns den Wuchs des Mädchens und die Schönheit ihrer Seele schildert. Str. 10 lobt den Bildner für seine Kunst und dankt für seine Gunst. In Str. 11 kehrt der Schluß zum Anfang zurück; auch das Wort Liebespracht

wird wiederholt. Wie das Ganze sind auch die einzelnen Strophen gebaut; auch hier kehrt der Schluß mit Modifikationen zum Anfang zurück. Die mittleren Verse der einzelnen Strophen entsprechen sich: Gott, der Schöpfer, wird immer erwähnt.

Der Ton des Liedes ist natürlich und volkstümlich; große Lebendigkeit wird dadurch erzielt, daß jede Strophe in Frage und Antwort zerfällt. Die Grundstimmung ist rein lyrisch, der Stil realistisch. Als verfehlt ist die spätere Umarbeitung zu betrachten, wo z. B. das Mädel zu der Holden wurde. Dadurch ist viel von der ursprünglichen Natürlichkeit und Einfachheit verloren gegangen.

Ein Notschrei der Leidenschaft ist die „Elegie" (Nr. 64), als Molly sich losreißen wollte. Mit hinreißendem Schwunge malt Bürger, nachdem er zuvor nach der Berechtigung des Gedichtes gefragt hat, in den Strophen 3 und 4 die Gewalt seines Schmerzes, seine Leiden, seine vergeblichen Kämpfe gegen die Leidenschaft aus. Dann richtet er den Blick auf die Geliebte und besingt in den Str. 5 bis 11 ihre unvergleichliche Schönheit, die zu schildern die Sprache zu arm ist, in den Str. 12 bis 15 ihre Liebe zu einander, das vergebliche Sehnen und Schmachten. Mit wahnsinniger Gewalt ergreift ihn der Schmerz wieder, und doch kann er Str. 16 bis 18 den Heldenkampf nicht tadeln, den sie gegen die Leidenschaft ankämpfen will, den er billigen muß:

„Denn, o Gott! in Christenlanden,
Auf der Erde weit und breit
Ist ja kein Altar vorhanden,
Welcher unsre Liebe weiht." (64, 141—144)

Seine ganze Verzweiflung offenbart sich in den Str. 19 bis 26; schließlich verkündet er (Str. 27 bis 35) „das Evangelium der Emanzipation der Leidenschaft im Sinne der Genieepoche" (Berger, Ged. S. 422). Am Schlusse verspricht er seiner „Huldin" sich mit dem Hinschauen nach ihrer Schönheit begnügen zu wollen,

„Aber ganz von hinnen scheiden,
Fern von deinem Angesicht
Und der Heimat seiner Freuden,
Heiß', o Königin, ihn nicht!" (64, 277—280)

Unbekümmert um das, was die Menschen dazu sagen könnten, hat Bürger seine Erlebnisse gestaltet und den furchtbaren Schmerz, der in ihm wühlt und an seinem inner-

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

sten Marke zehrt, „ausgeschrien"; nur ein Bestreben, eine Tendenz, erlangt gegen Schluß die Uebermacht: die Geliebte zurückzuhalten von dem Kampf, den sie gegen die Leidenschaft kämpfen will, die Flucht Mollys zu hindern. Das lyrische Element überwiegt in der Elegie und durchbricht die Reflexion an manchen Stellen mit Ausrufen, Fragen und Wünschen, die uns die ganze Qual so recht lebendig machen.

Große Lebenswahrheit und Lebenswirklichkeit wird in der Elegie durch den realistischen Stil gewonnen, der an manchen Stellen mit dem naturalistischen wechselt, z. B. in Str. 3 das

„Ausschreien des Schmerzes." (64, 20)
Str. 8 „Rümpften tausend auch die Nasen." (64, 57)
Str. 14 „Fühl' ich jetzt mich, wie zum schnellen
Reigen sich der Lahme fühlt." (64, 111—112)

Andere Stellen hat Schiller in seiner Kritik angeführt. (Schiller, Bd. 16, 234—235). Ohne genügende Abtönung ist Str. 23:

„Wann der Mann bei Kerzenscheine
Sie zum Brautgemache winkt
Und in meinem Freudenweine
Sich zum frohsten Gotte trinkt." (181—184)
Und Str. 24 „Weh mir! alle Eingeweide
Preßt der bängsten Ahndung Krampf." (189—190)

Wenn auch Bürger an vielen Stellen gegen die Norm der Abtönung in der Elegie verstößt und oft im Ausdruck und in Vergleichen fehl geht, so können wir Schiller doch nicht Recht geben, wenn er sie zu den „mattesten Produkten" Bürgers rechnet. Das Gedicht ist ganz aus der Situation hervorgegangen, eine ganz individuelle Schöpfung. Aber die Seele des Dichters ist noch zu stark bewegt, als daß er ruhig hätte schaffen können; er steht ganz unter der Herrschaft des gegenwärtigen Affektes. Die Leidenschaft reißt den Dichter mit sich fort, er vergißt sich selbst und die Mitwelt, er kann dem Schmerz, „der mit der ganzen Hölle Wut in seinem Innersten tobt," nicht widerstehen, er „m u ß ihn ausschreien". Jedoch verstößt Bürger mit diesem Gedicht gegen die Norm der moralischen Anschauung: trotzdem er durch die heiligen Fesseln der Ehe an Dorette gebunden ist, sucht er sich über alle Bedenken der Moral hinwegzusetzen und erschwert gegen seine eigene, bessere Ueberzeugung seiner geliebten Molly einen Kampf, der sonst vielleicht von ihr glücklich durchgfochten worden wäre.

Bürger erreicht seine Absicht mit der Elegie: Molly vermag sich nicht dauernd von ihm loszureißen.

G.A. Bürger-Archiv

Eine glückliche, heitere, rein lyrische Stimmung herrscht im Ged. 78 „Liebeszauber", das Bürger mit Recht für eins seiner wahrsten und besten Lieder im lebendigsten Tone hält. Wie im Ged. 61 ist auch in diesem Liede der Bau der sechszeiligen Strophen bemerkenswert: die beiden Schlußverse der einzelnen Strophen wiederholen mit kleineren oder größeren Modifikationen die Anfangsverse. Die Darstellungskunst ist großartig, viele Ausrufesätze beleben das Ganze. Der Stil ist realistisch; volkstümliche Redewendungen finden sich, z. B. wie

„Holla hoch, mir ins Gesicht!" (78, 5)
„Ha, warum bist du die Meine?" (78, 39)

Diese glückliche, heitere Stimmung ist jedoch nur vorübergehend; in den weiteren Gedichten an Molly bis zum Jahre 1784 waltet wieder die elegische Stimmung vor, das Sehnen und Schmachten nach dem Ideal der Vereinigung mit der Geliebten macht sich geltend, und die Gefühle der Unlust, des Schmerzes, der Unzufriedenheit walten in Bürgers Lyrik wieder vor. Im „Liede" (Nr. 86) wird ein schon früher erwähntes Motiv, die Emanzipation der Leidenschaft, wiederholt und über die Neugier und Klatschsucht der Mitmenschen geklagt. Bürger schildert uns ganz individuell das Leben selbst mit seinen Wirren und Trübungen aus eigner Erfahrung. Die Häufung von subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen führt eine Erhöhung der Gefühlswerte herbei, z. B. in der Str. 3:

„Wir sehnen und seufzen, wir schmachten uns nach,
Wir seufzen und sehnen uns krank." (86, 11—12)

In dem Gedicht „Untreue über alles" (95) schildert Bürger, wie er mit seinem Liebchen, tief zwischen dem Korn versteckt, kosend ruht und mit den verschiedensten Fragen ihre Treue auf die Probe stellt. Sie will lieber in eine Schlange verwandelt werden, ja ihr Liebster soll eher den Tod erleiden, ehe er ihr die Treue bricht.

Daß der Dialog, den Bürger recht innig und minniglich zu gestalten suchte, gerade unter dieser Absicht gelitten hat, zeigt V. Beyer (a. a. O. S. 68). Der Dichter redet die Geliebte mit „lieb' Liebchen"; lieb' Herzchen"; „o Liebchen, lieb' Herzchen" an, und sie antwortet mit: „O Lieber"; „o Süßer"; „o Lieber, o Süßer". „O Lieber" kommt viermal vor.

Zu ähnlicher Künstelei führt in diesem Gedicht seine Sucht nach Vergleichen (Beyer S. 84), z. B.:

G.A. Bürger-Archiv

„Wie Beeren zu Beeren an Trauben des Weins,
So reihten wir Küsse zu Küssen in eins.
Und zwischen die Trauben von Küssen hin schlang
Sich, ähnlich den Reben, Gespräch und Gesang." (95, 10—14)

Die volle Vereinigung mit der Geliebten, die seinem Bitten und Drängen nicht mehr widerstehen konnte, machte Bürger vorläufig verstummen. Nachdem er sich dann später von dem Schlage erholt hatte, der ihm durch Mollys Tod am 9. I. 1786 verursacht wurde, trieb ihn die Erinnerung wie vormals der Wunsch nach Besitz zur poetischen Produktion. Im Jahre 1789 dichtet er zahlreiche Sonette und das „hohe Lied von der Einzigen", in denen er Molly zum letzten Male verherrlicht. Allerdings zeigt sich Bürger jetzt nicht mehr als Volksdichter, der in Daniel Wunderlichs Buch den Naturalismus und diePopularität als Ziel der Poesie hingestellt hat. Statt des ursprünglich frischen, derben Tones strebt er jetzt einen weichen, zierlichen und gewählten Ausdruck an; er braucht die fremde Form des Sonetts und verwendet vielfach Motive des Petrarca. Dennoch haben alle diese Sonette eine persönliche Note: der tiefe Schmerz um den Verlust der einzig Geliebten findet zarten, wohltönenden Ausdruck. Die Grundstimmung der Sonette ist elegisch. In Gedicht 175 wird die unvergleichliche Schönheit Mollys, das Ideal, welches der Natur als Muster vorgeschwebt hat, in dem Geist und Leib sich in schönster Harmonie vereinigen, gepriesen.

„Der kannte nie der Liebe Lust und Schmerz,
Der nie erfuhr, wie süß ihr Atem fächelt,
Wie wundersüß die Lippe spricht und lächelt." (12—14)

„Ueberall ist Molly und Liebe" (Ged. 89), wenn er auch „in die Nacht der Tannen oder Eichen", in die Wildnis oder gar in „öde Felsenspalten" flieht, überall verfolgt und befehdet ihn die Liebe zu Molly. Seitdem sie schwand, „trug Bitterkeit ihm jeder Tag im Munde" (178), er kann nur noch auf eine Wiedervereinigung mit der Geliebten durch den Tod hoffen (179), „an des Schattenlandes schwarzen Thoren" wird er die Braut wieder umarmen (180).

Der Stil der Sonette ist ein gehoben realistischer; die Sonette selbst sind von wunderbarem Schmelz und Wohlklang der Sprache; Schiller sagt von ihnen, daß sie „sich auf den Lippen des Deklamateurs in Gesang verwandeln". (Schiller, Bd. 16, S. 241).

G.A. Bürger-Archiv

Doch oftmals fällt Bürger in einen derb-realistischen oder naturalistischen Stil zurück, z. B. in Ged. 172, 4:

„Aus der Welt Gerassel wegzuschleichen." (172, 4)
Liebe, „die Schwätzerin". (172, 14)
„Was wehrt es denn mir Menschensatzung, bloß
Aus blödem Wahn, in Mollys Wonneschoß
Von Lieb' und Lust bezwungen, hinzufallen?" (177, 12—14)

Seinen Anschauungen vom Volksdichter zuwider verwendet Bürger Gestalten und Vorgänge aus der klassischen Mythologie.

„Grauer Tithon! Du empfängst Auroren
Froh aufs neu', sobald der Abend taut;
Aber ich umarm' erst meine Braut
An des Schattenlandes schwarzen Thoren." (180, 2)
„Wann die goldne Frühe, neugeboren,
Am Olymp mein matter Blick erschaut." (180, 1)

In einigen Sonetten gewinnt Bürger jedoch den kräftigeren, lebendigen Ton der früheren Zeit wieder, z. B. in Ged. 174, Str. 1 bis 2:

„Nicht zum Fürsten hat mich das Geschick,
Nicht zum Grafen, noch zum Herrn geboren,
Und fürwahr, nicht Hellers Wert verloren
Hat an mich das goldbeschwerte Glück.
Günstig hat auch keines Wessirs Blick
Mich im Staat zu hoher Ehr' erkoren.
Alles stößt, wie gegen mich verschworen,
Jeden Wunsch mir unerhört zurück."

In Ged. 177 vergegenwärtigt er sich die Rechte des Menschen über die Natur in dem Sinne der biblischen Schöpfungsgeschichte: Die ganze Natur mit ihren Blumen und Früchten, mit dem Getier, was da fleucht und kreucht, ist dem Menschen untertan, nur für sein Wohl geschaffen. Und doch währt „Menschensatzung aus blödem Wahn" ihm, dem Herrn der Schöpfung, seinem Liebesgefühl zu Molly nachzugeben.

In dasselbe Jahr wie die Sonette auf Molly (1789) fällt auch das „Hohe Lied von der Einzigen" (Nr. 183). Schon bald nach dem Tode Mollys beginnt Bürger, sich mit dem Plane eines größeren Gedichtes zur Verherrlichung der Verschiedenen zu beschäftigen. Lange ringt dieser Plan in ihm nach Gestaltung, und erst nach mannigfachen Ansätzen kommt 1789 unter beständigem Ansporn A. W. Schlegels das „Hohe Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen em-

G.A. Bürger-Archiv

pfangen am Altare der Vermählung" zustande. Bürger selbst hält es für sein Meisterwerk, seinen geliebten „Sohn, der das Meistersiegel der Vollendung an der Stirn" trägt. Es besteht eine große Verwandtschaft zwischen der „Elegie" (64) und dem „Hohen Liede", sodaß sich beide Gedichte inhaltlich an manchen Stellen decken.

In Strophe 1 bis 4 des „Hohen Liedes" lenkt Bürger die Aufmerksamkeit der Welt auf sein schönstes Lied, das seine Auserwählte verherrlichen soll . In Str. 5 bis 9 schildert er das Glück ihrer ehelichen Verbindung, in Str. 10 bis 15 ihre Treue zu ihm, der ihrer gar nicht wert war, in Str. 16 bis 34 malt er seine heiße Liebesglut aus, beteuert ihre Unschuld, Wahrheit, Güte und Sittenanmut und schildert die Beglückung, die ihm durch ihre Liebe zuteil wurde, in Str. 35 bis 37 dankt er Gott innig für die endlich erfolgte eheliche Verbindung und in Str. 38 bis 42 wünscht er, daß dies, sein „höchstes Feierlied", ihre Unschuld aller Welt klar lege und jedes Ohr und Herz gewinne.

Ist auch der Aufbau des „Hohen Liedes", das mir mit seinen 420 Versen, ähnlich wie die „Elegie", um ein Bedeutendes zu lang geraten zu sein scheint, scheinbar kunstlos und wenig zusammenhängend, so zeigt der Dichter doch, wie schon A. W. Schlegel bemerkt, eine außerordentliche Geschicklichkeit, die einzelnen Teile zusammenzufügen, sodaß man, ohne es zu merken, von einem Teile zum andern übergleitet.

Rückhaltslos, unbekümmert um das Urteil der Welt, gibt der Dichter im „Hohen Liede" sein Ich kund; alle Schuld nimmt er auf sich und feiert die Verklärte als eine Lebende, doch frei von allen Mängeln des Irdischen. Der Realist Bürger sucht im „Hohen Liede" seinen idealsten Schwung zu erreichen. Aber der Stil ist nicht einheitlich; neben schwungvollen Versen finden sich viele im realistischen und stellenweise auch im naturalistischen Stil, z. B. 183, 24—25:

„Winde, laßt die Flügel fallen,
Rasselt nicht durch Laub und Rohr."
„Lechzend hing die Zung' am Gaum." (52)
„Das ist mehr, als von der Kette,
Aus der Folterkammer Pein,
Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein." (86—90)

Dieser Str. fehlt es auch vollständig an der nötigen Abtönung.

G.A. Bürger-Archiv

„War ich unter Mannsgestalten
Ein Apoll des Vatikan?" (114—115)

Ferner 183, 229—230; 373—375.

Auch im „Hohen Liede" neigt Bürger wieder dazu, das klassische Altertum in sein Gedicht hineinzuziehen. Er nennt Adonid-Urania, Kronion, Hebe, Alcid, Pluto, Flora, die Eumeniden, die Kamönen.

Wenn Schiller das „Hohe Lied" für ein Gelegenheitsgedicht erklärt, „dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt," (Schiller Bd. 16, S. 240), müssen wir sagen, daß Schiller dem Lyriker Bürger keine Gerechtigkeit erweist. Selbstverständlich ist manches schon erwähnte Naturalistische zu tadeln, die Harmonie ist nicht immer gewahrt, und einige Stellen hätten dringend der Abtönung bedurft. Dieses können wir umsomehr fordern, als der Dichter nicht wie in der Elegie unmittelbar aus dem vollen Herzen herausschreibt, sondern vielmehr jahrelang mit der Gestaltung seines Planes ringt und das ganze Gedicht auf das sorgfältigste gefeilt und auf das kleinste bedacht hat.

Andrerseits ist aber auch ein Gesichtspunkt zu beachten, den A. W. Schlegel in seiner Kritik hervorhebt:

„In der „Elegie" m u ß t e der Dichter seiner Leidenschaft ein Denkmal setzen, im „Hohen Liede" w i l l er seine Liebe und seine Geliebte feiern. Darum trifft er auch das Herz nicht so ganz unwiderstehlich. Für jenes will ist es, wofür er so unendlich viel geleistet hat, als vor ihm vielleicht niemand in der Gattung. Sein Werk ist Kunst, und darin liegt die Erhabenheit desselben. .... an diesem stolzen Monumente wird die Nachwelt die Größe des Künstlers messen." (A. W. Schlegel, s. Sauer, Ged. LXIII).

Wir können hier das maßlose Lob, welches Schlegel dem Hohen Liede schenkt, nicht im einzelnen nachprüfen; jedenfalls hat er es im Jahre 1800 in seiner Charakteristik Bürgers widerrufen, indem er schreibt: „Das Hohe Lied ist durch die Ausführung ein kaltes Prachtstück geworden, wiewohl die innige Wahrheit der Gefühle als Grundlage durchblickt." (B. s. W. IV, S. 451).

Besonders gegen die Mollylieder erhebt Schiller den Vorwurf, daß die Idealisierkunst vermißt wird; er verlangt vom Lyriker, daß er keine streng individuellen Charaktere und Personen darstelle, und wirft Bürger vor, daß die Mollylieder gerade individuell genug sind, „um von dem Leser weder vollständig noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß

G.A. Bürger-Archiv

das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht störte," (Schiller Bd. 16, S. 239). Ferner verlangt Schiller, daß der Dichter das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen erhebe (Schiller Bd. 16, S. 236). Wenn wir auch zugeben müssen, daß der idealistische Stil, bei dem das Einzelne symbolisch ist für das Typische, das Allgemeine, eine höhere Kraft enthält als der realistische, so können wir uns der Forderung Schillers nach Typisierung doch nicht anschließen, sondern müssen vielmehr die erstaunliche Kühnheit und Offenheit bewundern, mit welcher Bürger sein Ich, seine Leiden und Kämpfe schildert. Wir würden uns, wie Paul Schlenther mit Recht sagt, den herzbewegenden Einblick in ein tief erregtes Menschenherz verschließen, wenn wir mit Schiller von jedem Lyriker verlangen wollten, daß er das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen erhebe. (P. Schlenther: G. A. Bürger; Voss. Ztg. B. Nr. 23, 24 und 26; 1894).

6. Lieder an Elise Hahn.

Fast alle Gedichte Bürgers, welche mit Bezug auf Elise Hahn geschrieben sind, haben die Tendenz, das Schwabenmädchen zu gewinnen, das einst in übermütiger Laune „nach einem scherzhaften Gespräch bei Lesung seiner Gedichte" sich Bürger als Gattin angetragen hatte (Ged. 209a). Als Antwort sendet Bürger an Frau Ehrmann, die Elisens Gedicht in dem „Beobachter" veröffentlicht hatte, das Gedicht 209b „An das Schwabenmädchen", das er auffordert, ihm sein Konterfei zu übersenden. Durch die Gedichte „An Elise", „Rätsel" sucht er, das Mädchen zu gewinnen.

Der Ton dieser Gedichte ist etwas süßlich und tändelnd; bemerkenswert sind die Diminutiva, die Bürger z. B. in 209b, Str. 2 anwendet:

„O ihr Poeten und Poetchen,
Wem ist ein gleiches noch geschehn?
Ha, das ist traun das schönste Fädchen,
So mir auf goldnem Spinnerrädchen
Die Parzen in mein Leben drehn!" (209b, 10—14)

Auf die „Warnung", welche Bürgers Freund Meyer aus Rom sendet, entgegnet Bürger mit der „Antwort an Frau Menschenschreck" (216b), die er mit Elise unterzeichnet. Der Stil dieses Gedichtes ist realistisch.

G.A. Bürger-Archiv

Michaelis 1790 wird die Ehe Bürgers mit Elise geschlossen, die jedoch sehr unglücklich verläuft. Schon am 3. II. 1792 muß Elise einen Revers unterzeichnen, in dem sie „gerne gesteht", daß sie die ihrem Gatten schuldige, eheliche Treue verletzt und die Ehe gebrochen hat (vgl. Br. IV, S. 197). Leider läßt sich der Betrogene noch zu mehreren poetischen Anspielungen auf seine trüben Erfahrungen der dritten Ehe hinreißen. Das Gedicht „Der empfindsame Ehemann" (Ged. 226) ist voller Selbstironie. Es verstößt gegen die Norm der Abtönung und ist wegen des gemeinen, schmutzigen Gedankeninhalts glatt zu verwerfen. Auch Gedicht 227 „Trost eines Betrogenen" und 260 „Ein kleiner Schlag ins Auge" beziehen sich auf seine Ehe mit Elise Hahn. Der Stil dieser Gedichte, die auf ungewöhnliche Wirrungen und Trübungen im Menschenleben anspielen, ist realistisch; der letzten Strophe von 260 fehlt ebenfalls die nötige Abtönung.

7. Oden.

Der Dichter vieler Liebeslieder im frischesten, volkstümlichen Ton, der große Balladendichter, für dessen derbe, biedere Natur ein realistischer oder naturalistischer Stil sich am besten eignet, hat auf dem Gebiet der Oden, die einen schwungvollen, pathetischen Stil erfordern, vollständig versagt. Ihm widerstrebt, wie Berger (Ged. Einl. S. 12) richtig bemerkt, die sogenannte höhere Lyrik überhaupt. Besondere Abneigung hegt er gegen die antiken Silbenmaße, gegen die klassischen Schulfuchsereien, vor denen ihm bald an zu ekeln fängt, wie er 1775 schreibt (vgl. Briefe I, 240). In antikem Silbenmaße hat er nur eine „Ode" (Nr. 146) gedichtet, die mit der „An ihre königl. Hoheiten" (145) zeitlich zusammenfällt. Da dem selbstbewußten Dichter alle Fürstendienerei und Lobhudelei immer verhaßt war, kann man wohl mit v. Wurzbach annehmen, daß diese Oden auf Bestellung gedichtet worden sind, als sich der Dichter in pekuniärer Notlage befand. Bürger gibt denn auch bei der Veröffentlichung im Musenalmanach von 1787 seine Autorschaft nicht zu, sondern läßt die Gedichte unter dem Namen seines Verlegers Dietrich erscheinen. Ged. 145 besingt in schwülstigem Tone die Ankunft dreier hannov. Prinzen in Göttingen, Ged. 146 feiert jubelnd die Anwesenheit des Herzogs Friedrich von York, des Fürstbischofs von Osnabrück. In den Schwulst und Bombast, der sich z. B. in Ged. 146, Str. 1 bemerkbar macht:

G.A. Bürger-Archiv

„Noch hat in unsern Herzen nicht ausgetönt
Das Melodieenopfer des frommen Danks,
Noch schwebet über allen Saiten
Nimmer ersterbender Wonne Nachhall....",

in diesen Schwulst mischen sich oft recht platte Stellen, z. B. 146, Str. 4:

„Errettet ha! errettet, errettet ward
Vom Todesdolche, der ihm zu Herzen fuhr,
Georg, die Wonne seiner Völker,
Durch den umschirmenden Schild der Allmacht."

Der Ausruf ha! will auch in den feierlichen Odenstil nicht recht hineinpassen. Aehnlich prosaische Stellen finden sich in dem schwülstigen Begrüßungsgesang Nr. 145, zum Beispiel:

„Heil, tausend Heil, auf dieser neuen Scene,
Die ihr so wunderhoch erfreut,...." (145, 1—2)
„Da des Beherrschers Huld zum seltnen Heiligtume
Die Bürgerhütte weiht." (145, 15—16)

Als die Georgia-Augusta das Jubelfest ihres 50jährigen Bestehens feierte, dichtete Bürger den „Gesang am heiligen Vorabend" (160) und die „Ode" (161) nach dem Vorbilde der schwülstigen „Hymn to harmony" von William Congreve. Auch diese Produkte der Bürgerschen Muse gehören zu den schwächsten und beweisen, daß es dem Dichter nicht gegeben war, auf dem Gebiet der pathetischen, feierlichen Ode großes zu leisten. Schwulst und trockenste Prosa sind z. B. in Ged. 161, Str. 3 vereinigt:

„Es schwebt mit ihm an Harmonieenbanden
Der hohe Weltchoral dahin,
Von dem Pythagoras und Newton viel verstanden
Und Keplers tiefer Sinn."

Etwas besser als die „Ode" (161) ist der „Gesang am heiligen Vorabend" (160), der sich durch großen Schwung der gehobenen Sprache auszeichnet. Doch das Lob, welches J. J. Eschenburg (Beispielsammlung VI, S. 424) dem Gesange Bürgers spendet, ist sicherlich zu hoch gegriffen. Denn an manchen Stellen finden wir prosaische Darstellung, z. B.:

„Der königliche Herrscher auf dem Thron
Von Albion
Trat väterlich hinzu und gab
Ihr reichlich mildes Oel zur Nahrung." (160, 55—58)

G.A. Bürger-Archiv

So können wir nicht immer mit Eschenburg von einer „edlen Darstellung" sprechen. Auch läßt der Gesang zu kalt, als daß ein jeder von „innigem Mitgefühl" erregt würde, wie Eschenburg behauptet. Andrerseits halte ich die gänzliche Ablehnung Herders, welcher an Meyer im Dezember 1787 schrieb: „Ihres Magisters Bürgers Kantische Choragetenode ist abscheulich," für zu schroff und ungerecht.

In den Oden sucht Bürger durch häufige Anwendung der subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen die Gefühlswerte zu vertiefen, was ihm auch oft gelungen ist.

8. Lieder, die sich auf soziale und politische Zustände beziehen.

Die Stellung Bürgers zu seiner Nation und ihren sozialen und politischen Zuständen, haben wir schon im 1. Kap. kurz zu charakterisieren versucht. (vgl. S. 21—22). Sein stolzes Selbstgefühl, seine Rechtlichkeit und furchtlose Offenheit tun sich in den Liedern kund, die sich auf die sozialen und politischen Zustände seiner Nation beziehen. Derb fährt er den Fürsten an, der seine Bauern tyrannisiert und die Erträge ihrer unablässigen Arbeit durch rücksichtsloses Jagen zerstört („Der Bauer an seinen Fürsten", Ged. 50). Der Stil dieses Gedichtes, in dem die Hemmungen und Trübungen des Lebens geschildert werden, ist naturalistisch: Ged. 50, Str. 2:

„Wer bist du Fürst? daß in mein Fleisch
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut,
Darf Klau' und Rachen haun?"

Im Ged. 240 „Die Tode" weiß Bürger durch Stilunterschiede trefflich zu charakterisieren. In gehobenem Stil schildert er die Berechtigung und das Verdienstvolle des Todes für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit, fürs Vaterland, für einen guten Fürsten, „denn es ist Tod zugleich für Volk und Vaterland." Schön und rührend ist „der Tod für Freund und Kind und für die süße Holde." Doch naturalistisch wird plötzlich sein Stil, als er das Verwerfliche des Todes für „blanke Majestät" und für Tyrannen schildert:

„Für blanke Majestät und weiter nichts verbluten,
Wer das für groß, für schön und rührend hält, der irrt.
Denn das ist Hundemut, der eingepeitscht mit Ruten
Und eingefuttert mit des Hofmahls Brocken wird.

G.A. Bürger-Archiv

Sich für Tyrannen gar hinab zur Hölle balgen,
Das ist ein Tod, der nur der Hölle wohlgefällt.
Wo solch ein Held erliegt, da werde Rad und Galgen
Für Straßenräuber und für Mörder aufgestellt!" (240, 17—24)

Auf der niedrigen Stufe des Naturalisten steht Bürger auch in dem „Straflied" (Nr. 237), das er den Galliern, den Feinden seines Vaterlands, „beim schlechten Kriegsanfange" sang.

„Wer nicht für Freiheit sterben kann,
Der ist der Kette wert;
Ihn peitsche Pfaff und Edelmann
Um seinen eignen Herd!" (237, 1—4)

9. Polemische Gedichte zur Kunstkritik.

Bemerkenswert ist auch die Zahl derjenigen kleineren und größeren Gedichte, welche sich auf die Kämpfe Bürgers um die Kunst beziehen. Besonders seit 1791, als Schillers Rezension in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung erfolgt war, häufen sich Epigramme und satirische Ausfälle gegen seine Gegner in der Kunst. Hier können wir selbstverständlich nicht alle diese Produkte der Bürgerschen Muse einzeln durchgehen, zumal sich in Bezug auf den Stil von den meisten dasselbe sagen läßt. Der Stil dieser Gedichte, in denen die Kämpfe und Hemmungen des wirklichen Lebens gestaltet werden, ist meistens naturalistisch, und oft lassen sich einzelne Stellen, ja, ganze Gedichte und Epigramme anführen, denen jegliche Abtönung mangelt, wie z. B. „Bekenntnis" (135); „Adler und Lork" (136); „Rime et raison" (254); „Heute mir, morgen dir" (259); „Verständigung", letzter Vers (280, 10).

10. Vermischte Gedichte.

Aus der großen Zahl der übrigen lyrischen Gedichte Bürgers, die sich in keine der erwähnten Gruppen einordnen ließen, möchte ich nur noch einige bemerkenswerte hier besprechen. Urwüchsig, derb-naturalistisch ist der Stil des „Zechliedes" (73), das Bürger nach dem berühmten Vagantenlied: „mihi est propositum in taberna mori" gedichtet hat.

„Ich will einst bei ja und nein!
Vor dem Zapfen sterben." (1—2)

G.A. Bürger-Archiv

Mit Recht weist Berger (Ged. Anmerkungen S. 427) darauf hin, daß „der urfrische, derbe Kneipton aus echter Erfahrung hervorging." Das beweist der Brief vom 6. September 1773 an den Hofrat Listn (Briefe I, 139), wo Bürger unter anderm schreibt: „Ich soff und fraß daher aufs Teufelhohlen loß, und siehe! den andern Tag war ich wie neu gebohren. Da sieht man, was guter Wein für eine herrliche Gabe Gottes ist." Im Zechliede neigt Bürger zu Uebertreibungen des wirklichen Lebens, z. B. Str. 5 und Str. 6 (73, 41—48):

„Nimmer hat durch meinen Mund
Hoher Geist gesungen,
Bis ich meinen lieben Bauch
Weidlich vollgeschlungen.
Wann mein Kapitolium
Bacchus' Kraft erschwungen,
Sing' und red' ich wundersam
Gar in fremden Zungen."

Mit Glück verwendet Bürger in diesem Liede auch derbe, volkstümliche Redensarten und Sprichwörter, z. B.:

„Wer gut schmiert, der fährt auch gut
Auf der Lebensreise." (15—16)
„Witz und Weisheit dunsten auf
Aus gefüllter Wampe.
Baß glückt Harfenspiel und Sang,
Wann ich brav schlampampe." (29—32)

Vergleicht man dieses urwüchsige Zechlied mit dem farblosen, gekünstelten anakreontischen Trinklied (Nr. 1), dann kann man recht deutlich erkennen, wie weit Bürger seine anakreontische Jugendpoesie überholt hat und was er durch seine angeborene Derbheit und Natürlichkeit zu erreichen vermochte.

Eine moralische Tendenz ist in dem Ged. 77, „Männerkeuschheit", das in durchaus realistischem Stil gehalten ist, stark aufgetragen. Gerade deshalb wurde das Gedicht von Boie gelobt, und Wieland feierte den Autor im „Deutschen Merkur" (1778, III, 93) als größten Wohltäter unserer Söhne und Enkel und macht die Poesie somit zur Sklavin der Moral. Ohne jegliche Abtönung sind die Eingangs- und Schlußverse des Gedichtes:

„Wer nie in schnöder Wollust Schoß
Die Fülle der Gesundheit goß..." (1—2)

G.A. Bürger-Archiv

Bürger bemerkte später, daß den Krittlern, „die manches ohne alle Noth undelikat gefunden haben," die Unfeinheit der Nebenideen hätte auffallen sollen und änderte die Verse um. Auch Zeile 52 verstößt gegen die Norm der Abtönung. Stolz und trotzig gibt sich das mächtige Selbstgefühl des Dichters in diesem Liede kund.

Naturalistisch ist der Stil des Gedichtes „Schnick und Schnack" (122), in dem sich Bürger über die Neugierde und Spürsucht seiner Mitmenschen beklagt, die alle Geheimnisse erforschen, und die Trübungen und Wirren des Lebens ausmalt.

Onomatopöien wie „Hack und Mack", „Schnick und Schnack", und daraus entstandene Zusammensetzungen, wie „beschnickschnacken" finden sich in dem Gedicht. Der Naturalismus des Stils kommt besonders in den beiden letzten Strophen zum Ausdruck (122, 21—28):

„Das Pack borgt dann die List vom Fuchs,
Vom Spürhund seine Nasen,
Die glühen Augen von dem Luchs,
Die Ohren von dem Hasen;
Und spürt und schnackt und schonet nie:
Sei's Schwester oder Bruder!
Und gleicht dem Galgenrabenvieh:
Es schnüffelt nur nach Luder."

Als Volkslied bezeichnet Bürger sein nach einem englischen Vorbild verfaßtes Gedicht „Der wohlgesinnte Liebhaber". (220). Der Ton dieses im realistischen Stile gehaltenen Gedichtes ist einfach und lebhaft, besonders durch den frischen Dialog in den Strophen 2—4. In den letzten drei Strophen waltet das erzählende Element durchaus vor, in Strophe 2—4 das dramatische Element.

Nach dem soeben ausführlich Dargelegten können wir folgendes als Charakteristik der Bürgerschen Lyrik kurz zusammenfassen:

Bürgers Jugenddichtung schließt sich eng an die damals herrschende anakreontische Richtung an; anakreontische Nachklänge lassen sich besonders in seinen Minneliedern, aber auch noch in der späteren Dichtung verfolgen. Aber die Gestaltung des Selbsterlebten, der mannigfaltigen Wirren, die ihm die Leidenschaft bereitete, von Liebesleid und -Lust, die starken sinnlichen Akzente und das trutzige, stolz-männliche Selbstgefühl heben seine Dichtung seit 1775 weit über die anakreontischen Vorbilder hinaus. Sie ist

G.A. Bürger-Archiv

Gelegenheitsdichtung in Goethes Sinn, wie sie vor Bürger hauptsächlich von Fleming und Günther geübt worden ist. Das Aufgeben der konventionellen anakreontischen Dichtung mit der Göttermaschinerie und der klassischen Mythologie, die große Wertschätzung des Typischen, Volkstümlichen, das allen gleich verständlich ist, macht uns seine Dichtung wert.

Die besten Leistungen auf lyrischem Gebiet hat Bürger ohne allen Zweifel in den schlichten, einfachen Liedern erreicht, die wegen ihrer volkstümlichen Frische und Herzlichkeit, ihrer tändelnden Schalkhaftigkeit und auch wegen des in vielen dieser Lieder ausgesprochenen, naiv-frommen Kinderglaubens und Gottvertrauens unwiderstehlich sind. Ebenfalls erzielt er, seiner derben Natur entsprechend, mit dem kräftigen, urwüchsigen Zechlied und anderen Gedichten ähnlicher Gattung großen Erfolg. Jedoch war es ihm nicht gegeben, auf dem Gebiete der Oden, in der sogenannten höheren Lyrik, bedeutendes und dauerndes zu leisten. Schwungvolle Sentimentalität und mächtigere, tiefe Töne gelangen ihm vor allem in den Gedichten an die Hofrätin Listn und auch stellenweise in der „Elegie", im „Hohen Liede" und im „Gesang am heiligen Vorabend".

Wir sahen, daß Bürger das Pathetische, Erhabene, das in der Ode durchaus erforderlich ist, nicht meistern konnte, daß er hier oft in bombastische, schwülstige Phrasen oder platte Prosa verfiel, während er in seinen Liedern das Schöne und Liebliche weniger in rein lyrischem als im elegischen Grundton gestaltete.

Abgesehen von den anakreontischen Jugendgedichten und Minneliedern, verwendet Bürger in seiner Lyrik meistens nur Motive, die ihm durch das Erlebnis bekannt waren. Vor allem nehmen seine Kämpfe in der Liebe den breitesten Raum ein; er dichtet fast immer ganz individuell, das Einzelne ist bei ihm nicht symbolisch für das Typische und Allgemeine. Wenn er der Forderung Schillers, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben, auch nicht nachkommt, so müssen wir dennoch die erstaunliche Kühnheit und Offenheit, die Kraft und Geschicklichkeit bewundern, mit der er ganz individuell das Erlebnis gestaltet ohne Rücksicht auf das Urteil der Welt. Solche tiefen, individuellen Erzeugnisse der Bürgerschen Muse sind z. B. „Schön Suschen" (57), „Elegie" (64), „Lied" (86), „Hohes Lied" (183), und die kleineren, weniger bedeutenden Gedichte an das Schwabenmädchen Elise Hahn, 209b, 211, 216, 227, 260.

G.A. Bürger-Archiv

Der idealistische oder ein gehoben-realistischer Stil gelingt Bürger selten, am besten in den pietistischen Gedichten, den Sonetten und stellenweise in der Ode „Am heiligen Vorabend".

Meistens wendet er den realistischen Stil an und wird durch seine Theorieen wie durch den Einfluß seines Balladenstils auf die Lyrik auch dahin geführt, den naturalistischen Stil zu verwenden, was er am ehesten in polemischen Gedichten, in den Satiren und in der politischen Lyrik tat, in welchen er ein Abbild des Lebens gibt, das nicht nur alle Kämpfe, Hemmungen und Trübungen aufweist, sondern oft auch ohne alle Abtönung geschildert ist.

Dieser Mangel an Abtönung, ein Hineinverfallen aus dem realistischen in den naturalistischen Stil ist stellenweise in fast allen Liedern Bürgers aufzuweisen. Deshalb kann Schiller auch kein einziges Gedicht Bürgers nennen, das ihm einen ungeteilten Genuß bereitet hat (Schiller, Bd. 16, S. 233).

Kapitel III.

Die ästhetischen Apperzeptionsformen.

Durch die Analyse der ästhetischen Apperzeptionsformen wollen wir zu ermitteln versuchen, welche besonderen Eigentümlichkeiten unser Dichter in der Auffassung der Dinge und Vorgänge des Lebens offenbart. Durch die sog. Bilder der Rede wird dem Stil kein äußerlicher Schmuck aufgesetzt; es handelt sich vielmehr um Kundgebungen aus dem Innersten, aus den Tiefen des Dichtergeistes. Es gibt zwei Arten der ästhetischen Betätigung: 1. Die objektiven Wahrnehmungen können durch subjektive Vorstellungen erweitert werden; das ist der Fall bei den objektiven ästhetischen Apperzeptionsformen. 2. Der Gegenstand kann durch starke Gefühle und Affekte belebt werden. Dann haben wir es mit den subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen zu tun.

A. Die objektiven ästhetischen Apperzeptionsformen

1. Die beseelende oder personifizierende Apperzeption.

Alles, was die Natur erschuf, hat für den primitiven Menschen inneres Leben, wie er selbst. Wie das Kind die konkreten Dinge der Welt beseelt denkt, wenn es den Tisch oder Stuhl, an dem es sich gestoßen hat, schlägt oder mit seinem Spielzeug spricht, so kann auch der primitive Mensch einen Baum, einen Berg, einen Fluß, die Elemente, Wind und Gewitter, Frühling und Winter nicht ohne Leben, ohne Seele denken. Er glaubt lebende Wesen in den Erscheinungen der Natur zu erblicken; er personifiziert und beseelt die Natur und faßt die Vorgänge der Welt als Wirkungen menschenähnlicher Wesen auf. Die personifizierende Apperzeption ist die Grundlage der Mythologie, in der die Ge-

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

bundenheit des volkstümlich-primitiven, typischen Denkens zum Ausdruck kommt. Mit der wachsenden klaren, logischen Erkenntnis, welche die Phantasie bändigt und regelt, schwindet der einheitliche Glaube an Götter und Dämonen, an die Beseelung der Natur. Wenn unser Dichter die griechisch-römische Mythologie in seiner Lyrik verwendet (vgl. Kap. II), so hat er es nicht mehr mit Dingen zu tun, die frisch im Geiste jedes Volksgenossen lebten, sondern nur mit erstarrten, konventionellen Formen, totem Kram, der nur noch von den Gebildeten verstanden wurde und der Norm des volkstümlichen, zeitgemäßen und nationalen Gehaltes widerspricht. Deshalb müssen wir den Gebrauch der griechisch-römischen Mythologie ablehnen und brauchen an dieser Stelle nicht noch einmal auf die reichliche Anwendung derselben, besonders in Bürgers anakreontischen Jugendgedichten, einzugehen.

Mit Glück, wenn auch nicht mit gleicher Innigkeit und Meisterschaft wie Goethe, angeregt von Rousseau, in denselben Jahren die Beseelung der Natur darzustellen vermochte, hat Bürger seine individuellen Gefühle und Stimmungen auf die Natur übertragen und den eminent künstlerischen Reiz der Vermenschlichung der Naturerscheinungen zur Geltung gebracht. Diese innige Beseelung ist nicht typisch, nicht allgemeingültig, sondern individuell; sie behauptet sich wegen des mit ihr verbundenen Gefühlsreichtums in der Poesie, trotzdem die klare, logische Erkenntnis sie als irreführende Gaukelei der Phantasie ablehnt.

Schon in Bürgers anakreontischer Jugendlyrik haben wir die beseelende Apperzeption bemerkt (vgl. 32). Am einfachsten beseelt er durch ein Verbum oder ein Attribut; zum Beispiel:

„Doch, liebe Blumen, hoffet nicht
Von mir ein Sterbelied!" (23, 7—8)
„Die Luft umfängt den Erdenball,
Weht hie und dort, weht überall,
Ist Lebenshauch aus Gottes Mund,
Durchwandelt gar das Erdenrund." (66, 19—22)
„Das Wasser braust durch Wald und Feld;
In tausend Arme nimmt's die Welt." (66, 25—26)
„Dort wallt er (der Bach) sanft auf Kieseln hin."
(68, 6)

Eine größere Wirkung erzielt der Dichter, wenn er die Gegenstände der Natur als Vertraute seines Herzens behandelt, wie in den schon auf S. 32 erwähnten Versen 5—10 des Ged. 10 und 10, 29—32, in denen der Sommerwind, der

G.A. Bürger-Archiv

Bach, die Blumenau und der Klee an des Dichters Leid der Liebe teilnehmen.

In Ged. 76 ist der Mond, „der traute Nachtkumpan", Tröster und Freund des Dichters, von dem er in den Versen 57—60 sagt:

„Wen hätt' ich sonst, wann um die Zeit der Rosen
Zur Mitternacht mein Gang ums Dörfchen irrt,
Mit dem ich so viel Liebes könnte kosen,
Als hin und her mit dir gekoset wird?"

Auch redet Bürger den Mond in frischer volkstümlicher Sprache an (76, 1—6):

„Ei! schönen guten Abend dort am Himmel!
Man freuet sich, Ihn noch fein wohl zu sehn.
Willkommen mir vor allem Sterngewimmel!
Vor allem Sterngewimmel lieb und schön! —
Was lächelst du so bittlich her, mein Teurer?
Willst du vielleicht so was von Sing und Sang?"

Während der Mond unserm Dichter ein traulicher, wesensgleicher Freund ist, dem er seine Freuden und Leiden mitteilen kann und von dem er 76, 35—36 sagt:

„Allein du bist so mehr wie unsereiner,
Und dieses ist gerade recht für mich,"

ist ihm die Sonne viel fremder; ihr gegenüber kommt er sich klein vor, sie ist ihm etwas Erhabenes (76, 25—32):

„Die Sonn' ist zwar die Königin auf Erden,
Das sei hiermit höchst feierlich erklärt!
Ich wäre ja, von ihr beglänzt zu werden,
Verneint' ich dies, nicht eine Stunde wert.
Wer aber kann, wann sie im Strahlenwagen
Einher an blauer Himmelsstraße zieht,
Die Glorie in seinem Aug' ertragen,
Die ihre königliche Stirn umglüht?"

Mit menschlichem Seelenleben ist sie 76, 41—44 ausgestattet:

„Die Sonne mag uns tausend Segen schenken.
Das wissen wir, und danken's herzlich ihr.
Doch weiß sie auch es wieder einzutränken
Und sengt und brennt oft desto baß dafür."

Das Liebesleben der Menschen wird im Gedicht 66 auf die Elemente und 32, 9—12 auf die Pflanzenwelt übertragen. (66, 43—46):

G.A. Bürger-Archiv

„Sieh' hin und her! Sieh' rund um dich!
Die Elemente lieben sich!
Sie gatten sich in Himmelsglut,
Je eins dem andern Liebes thut."
„Wenn gleich in Hain' und Wiesenmatten
Sich Baum und Staude, Moos und Kraut
Durch Lieb' und Gegenliebe gatten,
Vermählt sich mir doch keine Braut!" (32, 9—12)

Die Luft ist im Ged. 95, 7—8 mit menschlichem Seelenleben erfüllt:

„Kein Lüftchen belauscht uns von hinten und vorn,
Die spielen mit Kornblum' und Klappros' im Korn."

In dem Ged. 183, 21—30 findet sich die beseelende Apperzeption:

„Schweig', o Chor der Nachtigallen!
Mir nur lausche jedes Ohr!
Murmelbach, hör' auf zu wallen!
Winde, laßt die Flügel fallen,
Rasselt nicht durch Laub und Rohr!
Halt' in jedem Elemente,
Halt' in Garten, Hain und Flur
Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feier stören könnte,
Halt' den Odem an, Natur!"

Aber auch auf konkrete Erscheinungen, abgesehen von den Gebilden der Natur, erstreckt sich die personifizierende Apperzeption. Die Lieder, Worte, Seufzer, Bilder, Tränen, das Lächeln, hörbare oder sichtbare Aeußerungen des menschlichen Geistes, werden wie lebende Wesen beseelt gedacht. Seine Lieder und Gesänge redet Bürger an:

„Nun sing', o Lied, und sag' mir an!" (61, 3)
„Schwing', o Lied, als Ehrenfahne
Deinen Fittich um ihr Haupt!" (183, 371—372)

Und 183, 233—235; 160, 134.

Andere Personifikationen konkreter Erscheinungen finden sich in den folgenden Beispielen:

„Und des guten Pilgers Blicke
Kehren traurig in sein Herz;
Nur das Herz hat reine Freuden,
Alle andern trübt der Schmerz." (132, 13—16)

Ferner 18, 3—6; 19, 57—58; 16, 30—31.

„Schau' in ihres Auges Licht!
Ach, das klare, himmelblaue,
Das so heilig sein: „Vertraue
Meinem Himmelssinne!" spricht." (183, 192—195)
„Mein freies Herz erweitert
Zu Lobgesängen sich." (22, 11—12)

G.A. Bürger-Archiv

Der Traum wird beseelt in dem Gedicht 11, 1—4:

„Du Schwärmer um die Ruhebetten
Auf Moos und Pflaum,
O Brüderchen der Amoretten,
Geliebter Traum."

Ferner: 83, 1—2; 83, 9—10.

Ferner werden die Produkte der Menschenhand mit seelischem Leben ausgestattet, z. B.:

„Band, ich segne dich mit Freud' und Lust,
Diesen Segen sollst du in die Brust
Meiner edlen Freundin reichlich strömen." (96, 25 u. 27-28)
„Nichts wachet mehr, was schlafen kann,
Als ich und Uhr und Wetterhahn." (47, 11—12)

Oft redet der Dichter die Leier, sein Lautenspiel, oder die Saiten an (2, 17—18):

„Da ergriff er dich, o Leier;
Wunder that dein Zauberton."
„Wohlan, o Laute, werde dann
Der Schönen, die gesellig
Und freundlich ist und minnen kann,
Durch Lied und Lob gefällig!" (21, 9—12)

Wie die Dinge der Natur oder die Produkte der Menschenhand werden auch abstrakte Vorstellungen und die verschiedenen Bezeichnungen für die Zeiten häufig durch die Leben schaffende Phantasie des Menschen beseelt. Diese Belebung abstrakter Begriffe, der Tages- und Jahreszeiten nennt man A l l e g o r i e e n.

Mit menschlichen Zügen stattet Bürger die Tages- und Jahreszeiten in den folgenden Beispielen aus:

„Die Zeit schleicht auch herbei." (47, 29)
„Der Winter hat mit kalter Hand
Die Pappel abgelaubt
Und hat das grüne Maigewand
Der armen Flur geraubt." (23, 1—4) Ferner 1, 8—10.
„Unter hellen Melodieen
Ist der junge Mai erwacht.
Seht, wie seine Schläfe glühen!
Wie ihm Wang' und Auge lacht!" (4, 5—8)
„Ich sah so frei und wonnereich
Einst meine Tag' entschlüpfen." (10, 1—2)
„Heiter lacht' ein blauer Tag." (183,58)

G.A. Bürger-Archiv

Ueberaus häufig ist die Belebung der Abstrakta in der Bürgerschen Lyrik, fast in jedem Gedichte lassen sich zahlreiche Beispiele dafür aufweisen. Er beseelt das Glück und Unglück:

„Mir hat das Glück noch keinen Kuß beschert." (5,9)
„Mag das Glück ihn auf den Armen tragen." (186, 43)
„Daß du das Unglück schwächtest,
Der Tellus Riesensohn." (22, 21—22)

Oft wird der Genius personifiziert:

„Und der Genius, der in ihm strebt,
Schüttet freier, stärker das Gefieder,
Daß dem schweren Nebel ihn enthebt." (186, 26—28)

Ferner: 64, 75—76; 147—148; 185, 85—86.

Hoffnung, Wunsch, Wahrheit, Weisheit, Tugend, Pflicht, Unschuld, Ehrfurcht, Ehre, Huld, Ruhm, Jugend, Freude, Lust, Liebe, Verfolgung, Schmähsucht, Schande, Neugier, Spötterei, Eifersucht und viele andere Abstrakta werden belebt. Im Ged. 22 wird z. B. die Hoffnung personifiziert.

Andere Allegorieen finden sich an folgenden Stellen:

„Täuschet ihr mit eurem Wechseltanze
Du, o Wunsch, und du, o Hoffnung, mich?" (186, 1—2)
„Hundert Wünsche schwärmen froh hinaus." (153. 5—6)
„Mich begleite jede Wahrheit,
Die du schmeichelnd mir vermählt,
Zu dem Urquell aller Klarheit,
Wo kein Reiz sich mehr verhehlt!" (27, 49—52)

Und 183, 152—154.

„Das zeuge du, Gerechtigkeit!" (160, 109)
„Und darf bei seinem holden Scherz
Die Unschuld selbst zu lächeln wagen." (235, 9—10)
„Ehrfurcht neigt sich ihr im Engelglanze." (9, 13)
„Ehre lacht nicht halb so hold
Als der Minne Freudensold!" (31, 17—18)
„Die Weisheit kam zu mir in warnender Gestalt." (3,1)
„Wann Verfolgung ihren Köcher
Endlich auf dich ausgeleert." (27, 37—38)
„Da beschleicht kein Tod die Au'!" (183, 275)
„Laß uns lieber Krankheit nähren,
Wo sonst Tod uns gar verschlingt." (64, 235—236)
„Ade, Frau Politik! Sie mag sich fürbaß trollen." (277, 1)

In der Mehrzahl der soeben angeführten Beispiele werden die Abstrakta durch ein Verbum beseelt.

Selten verwendet Bürger in seiner Lyrik

2. die verwandelnde Apperzeption,

welche die natürlichen, kausalen Zusammenhänge aufhebt und wunderbare Vorgänge der imaginären Welt kennzeichnet. Wohl von Klopstock beeinflußt, der sich z. B. im „Wingolf" einen imaginären Zustand nach seinem Tode vergegenwärtigt, vertauscht auch Bürger in Ged. 21 die Zeiten und denkt an die Möglichkeiten des Zukünftigen:

„Und wenn ich einst gestorben bin
Und unter Ulmen schlafe,
So weidet gern die Schäferin
Noch um mein Grab die Schafe." (21, 37—40)

Sie lehnt sich wankend an ihren Stab, senkt den Blick auf die Gruft des verstorbenen Dichters und bittet ihn um ein Minneliedchen:

„Dann will ich mit der Sommerluft
Aus meiner Ulme Zweigen
Herab zum Mädchen auf die Gruft,
Sie anzuwehen, steigen.
Will durch des Wiesenbaches Rohr,
Durch Blätter, die sich kräuseln,
Ein Liedchen in ihr lauschend Ohr
Zu ihrem Lobe säuseln." (21, 57—64)

In Ged. 22, „An die Hoffnung", vergegenwärtigt sich der Dichter die Möglichkeit der Vereinigung mit der Geliebten im Jenseits.

„Sie wählt im Paradiese
Vielleicht an der für dich
Zur Ruh' bestimmten Wiese
Die nächste Laube sich!" (22, 117—120)

Im Ged. 11, 17—24 bittet unser Dichter den Traumgott, seine schöne Hülle zu wandeln und sich in ein Wesen zu kleiden, das dem seinen gleicht, um die Geliebte zu gewinnen. Amor rät er im Ged. 8, sich in eine Fliege zu verwandeln. Ferner wird die verwandelnde Apperzeption noch in Ged. 95 angewendet:

„Zum häßlichsten Zwerge verschafft dich mein Wort;
Dann schickt mit dem Korb auch dein Mädchen dich fort."
(95, 47—48)

Und: „Wie wenn sie nun spräche: „Komm', buhle mit mir!
Sonst werde zur Schlange dein Mädchen dafür!" (95, 53—54)

3. Die metaphorische Apperzeption.

Die metaphorische Apperzeption kommt zustande, wenn Gedanken aus einem Gedankenkomplex in einen anderen Gedankenkomplex verflochten werden. Natürlicherweise

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

müssen zwischen den beiden Kreisen Beziehungen vorliegen, und der Nachdenkende muß ein tertium comparationis finden können. Auch bei der metaphorischen Apperzeption projiziert der Mensch sein eigenes Selbst nach außen, so daß er zu Vorstellungen, die in sein Bewußtsein treten, andere Vorstellungen aus dem Schatz seiner Erfahrung in Parallele setzt. Warum geht nun der Redende in einen anderen Gedankenkreis über? Oft liegt ihm die bildliche Vorstellung näher, und es ist für ihn bequemer, Vorstellungen eines anderen Gedankenkomplexes heranzuziehen. Der Dichter will ferner die Erscheinung des Vorganges in ein möglichst helles Licht setzen; er strebt größere Klarheit und Deutlichkeit der Gedanken an.

Wir unterscheiden vier Fälle der metaphorischen Apperzeption, von denen Bürger in ganz überwiegendem Maße den ersten gebraucht, wo die Brücke von der eigentlichen zur bildlichen Vorstellung ausdrücklich geschlagen ist. Es ist der Fall des Gleichnisses, bei dem die eigentlichen Vorstellungen im Blickpunkte des Bewußtseins stehen. In Bürgers Gleichnissen ist das verbindende „wie" sehr häufig, zum Beispiel:

„Wär' ich doch so hold wie jener
Freund der Liebeskönigin." (19, 1—2)
„Die Wangen blühn wie Rosen,
Vom Frühlingsodem aufgehauchet." (37, 47—48)

Andere Stellen sind zu finden in den Gedichten: 77, 57—64; 89, 9—10, 13—14; 94, 7—9, 13—15; 95, 11—12, 59; 102, 7—8, 9; 109, 3—4; 113,3; 125a, 1—2, 9—12; 146, 5—6; 147, 5; 179, 7—8; 181, 1—3; 183, 6—8, 31—35, 41—45, 66—70, 218—220, 261—262, 306—310, 386—390; 185, 17—18, 77—80; 194, 31—33; 214, 1—4; 229 10—11; 232, 1—2.

Oft wird die verbindende Brücke auch durch die Verba „gleichen", „gleich sein", „ähneln" geschlagen; z. B.:

„Die Unschuld ist dem Honig gleich." (202, 9)
„Miß Helena in Griechenland
War schön; sie gleichet jener." (36, 21—22)
„Dein Leben, Beste, gleich' im Bilde
Dem Bache, der stets heiter fließt." (68, 1—2)
„Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut." (185, 41—42)
„Und zwischen den Trauben von Küssen hin schlang
Sich, ähnlich den Reben, Gespräch und Gesang." (95, 13—14)

G.A. Bürger-Archiv

Auch durch den Komperativ wird häufig der Vergleich hergestellt:

„Süß ist, was die Biene zollt;
Süßer dennoch Minnesold." (31, 23—24)
„Daß ihre Lippe süßer sei
Als Honig und Tokayer." (36, 15—16)

Weit weniger als das Gleichnis hat Bürger die beiden Fälle der metaphorischen Apperzeption angewendet, bei denen eine Ueberleitung zur Parallelvorstellung nicht gegeben ist, aber die eigentliche Vorstellung dem Bewußtsein so nahe liegt, daß wir sie unwillkürlich mitdenken und apperzipieren, oder die eigentliche Vorstellung nur noch im fernen, dunklen Blickfelde des Bewußtseins steht, doch nicht mit apperzipiert wird. Aber jene tiefgründige Weisheit, die uns Goethe in vielen Metaphern gibt, wenn er auf den Urgrund der Dinge zurückgeht, wenn er das, was seine Seele ahnend fühlt, in einem Bilde andeutet, finden wir bei Bürger nicht. Dieser ist eben ein kleinerer Geist.

Bei den folgenden Metaphern z. B. ist eine Ueberleitung zur Parallelvorstellung nicht gegeben:

„Ein goldener Becher gibt lieblichen Schein;
Doch süßeres Labsal gewähret der Wein.
Ach! Bliebe dein liebendes Herz mein Gewinn,
So gäb' ich für Treue das andre dahin." (95, 29—32)
„Ha, nicht linder Weste Blasen
Wehte mich zu Lieb' und Lust!
Nein, es war des Sturmes Rasen!
Flamme, Steine zu verglasen
Heiß genug, entfuhr der Brust!" (183, 171—175)
„Ach, und werde von dem Drange
Deines Durstes (= der Liebe) nicht versucht!"
(183, 199—200)
„Nimm, o Sohn, das Meistersiegel
Der Vollendung an die Stirn!
Ewig strahlen dir die Flügel,
Meines Geistes helle Spiegel,
Wie der Liebe Nachtgestirn!
Schweb', o Liebling, nun hinnieder,
Schweb' in deiner Herrlichkeit
Stolz hinab den Strom der Zeit!" (183, 411—418)

Wir können die Gleichnisse und Metaphern einer psychologischen und einer ästhetischen Würdigung unterziehen. Psychologisch muß festgestellt werden, woher, aus welcher Sphäre der Dichter die Vorstellungen entnimmt. Jede gesunde Metapher geht aus dem Gedankenkreis hervor, in dem ein Mensch vornehmlich zu Hause ist. Je größer

G.A. Bürger-Archiv

sein Gesichtskreis wird, um so weiter dehnen sich auch die Gebilde des metaphorischen Denkens aus.

Eine große Zahl von Vorstellungen entnimmt Bürger der ihn umgebenden Natur: Das Leben der Pflanzen und Tiere, Tag und Nacht, Frühling und Winter spielen in seinen Vergleichen eine große Rolle.

„Die Blume faltet
Sich auf zur Lust;
Sie blüht und blühet
Doch schöner nicht,
Als das Gesicht Elisens glühet." (18, 70—75)

Besonders gern zieht Bürger die Rosen in seine Vergleiche hinein, z. B.:

„Zu ihren Wangen wurde nie
Ein Pinsel in Karmin getauchet;
Und doch wie Rosen blühen sie,
Vom Frühlingsodem aufgehauchet." (37, 45—48)

„Brich mir die Rosen
Getreuer Lieb' und Lust, wonach mein Herz verlangt!"
(157, 3—4)

Ferner 145, 13—16; 153, 17—20; 155, 1—4; 185, 33—36. — Kraut und Blume, Gras und Rohr, Vergißmeinnicht, Pfirsich, verflicht Bürger in seinen bildlichen Ausdruck:

„Unaustilgbar keimen diese, (= seine Triebe)
Sprossen dicht von selbst empor,
Wie im Thal und auf der Wiese
Kraut und Blume, Gras und Rohr." (64, 213—216)
„Meiner Augen Denkmal sei dies blaue
Kränzchen flehender Vergißmeinnicht." (105, 17—18)
„Sieh' die Pfirsichzier der Wange,
Sieh' nur halb, wie auf der Flucht,
Dieser Lippe Kirschenfrucht." (183, 196—198)

Mehrfach wird die um den Stab rankende Rebe in den Vergleich hineingezogen, 62, 1—4 und 9—10:

„Wie um ihren Stab die Rebe
Brünstig ihre Ranke strickt;
Wie der Epheu sein Gewebe
An der Ulme Busen drückt;
Dürft' ich so dich rund umfangen!
Dürftest du, Geliebte, mich!"

Ferner: 64, 85—88; ähnlich 105, 2.

Gern verwendet Bürger den Honig:

G.A. Bürger-Archiv

„Daß ihre Lippe süßer sei
Als Honig und Tokayer." (36, 15—16)
„Jetzt bin ich so süß dir wie Honig und Wein." (95, 59)

Und 32, 13—14; 36, 55—56; 184, 1—8; 202, 11.

Auch das Leben der Tiere zieht Bürger oft zu seinen Vergleichen heran:

„Sonst schlug die Lieb' aus mir so helle,
Wie eine Nachtigall am Quelle." (125a, 1—2)
„Was kümmert mich die Nachtigall
Im aufgeblühten Hain?
Mein Mädchen trillert hundertmal
So süß und silberrein. (23, 13—16)

Und 59, 5—6; 229, 10—11; 179, 5—8.

„Flügelschläge von dem Weibchen
Trägt des Taubers frommer Sinn,
Auch von dir, geliebtes Täubchen,
Nähm' ich alles willig hin." (19, 53—56)
„Nicht selten hüpft, dem Finken gleich im Haine,
Der Flattersinn mir keck vors Angesicht." (171, 1—2)
„Meine Liebe, lange wie die Taube
Von dem Falken hin und her gescheucht,
Wähnte froh, sie hab' ihr Nest erreicht." (181, 1—3)

Nicht so häufig verflicht Bürger Sonne, Mond und Sterne, die Jahres- und Tageszeiten in seinen bildlichen Ausdruck:

„Ich sah wie in die Sonn' hinein
Und sah mein Auge blind." (57, 23—24)
„Denn sehn wir nicht in dir das geliebte Bild
Des Allgeliebten, den wir noch selbst nicht sahn?
Nicht seine Himmelsgüte leuchten,
Aehnlich der Sonn' aus zerriss'nen Wolken?" (146, 25—28)

Ferner 66, 51—52; 160, 89—94; 183, 386—390.

„Herrlich und hehr war deines Scheidens Gang,
Wie der Mond auf blauer, zitternder Woge." (109, 3—4)
„Kein Sternchen war mehr blink und blank,
Als Liebchens Aeuglein nur." (220, 3—4)
„Ihr Atem ist wie Frühlingsluft,
Erfüllt mit Hyazinthenduft." (23, 17—18)

Sehr selten zieht Bürger die Naturgewalten, Sturm und Wirbelwind, das brausende Meer, den zornigen Strom, die heiße Flamme, die sich durch die Eigenschaft des Erhabenen auszeichnen, heran; z. B.:

„Wie Wirbelwind schüttelt das Röhricht im Moor:
So schwenken wir Schlachtbeil' und Lanzen empor." (102, 7-8)
„Hallo, ihr Gesellen, empor und hervor!
So stampfen, so tanzen die Wogen empor,

G.A. Bürger-Archiv

Hoch über das Riff hin, mit zorniger Macht:
So tanzen wir mutig zur blutigen Schlacht." (102, 1—4)

Seltener als aus der ihn umgebenden Natur entnimmt Bürger dem menschlichen Leben seine Metaphern. Hier spielt besonders das Liebes- und Geschlechtsleben die größte Rolle.

Mehrmals vergleicht sich der Dichter mit einem Gärtner, der sein Gärtchen putzt, die Bäumchen stutzt, rodet und pflanzt (vgl. Ged. 249, 1—3 und Seite 10 unserer Darstellung). Ferner Ged. 153, 1—8:

„Schön, wie du, o Huldin, blüht der Garten,
Den des Dichters Phantasie dir schafft.
Sein als Gärtner treu und hold zu warten,
Sehnet sich des Herzens ganze Kraft.
Hundert Wünsche, echte Leibessprossen
Dieses Gärtners, schwärmen froh hinaus
Und durchziehn die Beete unverdrossen,
Blumen auszuspähn zum Busenstrauß."

Schwer hat Bürger gegen manche Widerwärtigkeiten im Leben ankämpfen müssen; dieses Ringen und Streben vergleicht er mit dem des Schiffers oder Piloten, die gegen Sturm und Ungewitter ankämpfen müssen:

„Wonnelohn getreuer Huldigungen,
Dem ich mehr als hundert Monden lang
Tag und Nacht, wie gegen Sturm und Drang
Der Pilot dem Hafen, nachgerungen!" (178, 1—4)

„Ha! Das Ende macht mich zittern,
Wie den Schiffer in der Nacht
Der Tumult von Ungewittern
Vor dem Abgrund zittern macht." (64, 165—168)

Auch andere Ereignisse und Erscheinungen im menschlichen Leben zieht Bürger heran, z. B.:

„Dient denn Gott ein Mensch zum Spiele,
Wie des Buben Hand der Wurm?" (64, 199—200)

„Süß war der kleine Kuß von dir,
Wie eine Christ-Makrone." (7, 9—10)

Wie in seinen Dichtungen, so spielt auch in seinen Metaphern das Liebes- und Geschlechtsleben eine verhältnismäßig große Rolle. Oft wählt er seine Metaphern aus der Sphäre der Erotik und läßt es dabei an der erforderlichen Abtönung fehlen.

G.A. Bürger-Archiv

Im Gedicht 160 vergleicht er die Georgia Augusta am Vorabend ihres 50jährigen Jubelfestes mit einer Braut, die „mit wonneglänzenden Wangen und Blicken" den Jubelbräutigam erwartet, „den hellen Ehrentag, den lauten Wonnebringer."

„Vor bräutlichem Entzücken hüpft ihr die Brust."
(160, 15—16)

Die „Göttin des Dichtergesangs und der edleren Rede des Menschen" vergleicht er mit einem Weibe, das den Mann auf seinem ganzen Lebensweg beglückt. Von ihr singt er 219, 25—30:

„Die du den Säugling tränkst aus würzeduftendem Busen,
Dann als blühende Braut den feurigen Jüngling umarmest,
Drauf, ein gesegnetes Weib, der Kraft des rüstigen Mannes
Kinder des ewigen Ruhmes gebierst, voll Leben und Odem,
Endlich mit Milde den Greis, wie der Strahl der herbstlichen Sonne
Die entladene Rebe, noch hegst und pflegst und erwarmest ...."

Ihm ist der ein großer Mann,

„Der die Natur vertraut,
Gleich wie ein Bräutigam die Braut,
An allen Reizen nackend schaut;
Und warm an ihres Busens Glut
Vermögen stets und Heldenmut
Und Lieb' und Leben saugend ruht." (94, 13—18)

Die Liebe als Weltprinzip besingt Bürger in Ged. 66, „Die Elemente", und erfaßt sein Problem ganz von der geschlechtlichen Seite:

„Vier Elemente gatten sich,
Sie gatten sich wie Mann und Weib,
Voll Liebesglut in einen Leib." (66, 2—4)
„Drei Bräutigamen hat als Braut
Gott seiner Erde angetraut.
Wenn Luft und Wasser sie umarmt,
Und von der Sonn' ihr Schoß erwarmt,
Dann wird ihr Schoß zu allen Stunden
Von Kindern jeder Art entbunden." (66, 31—36)
„Sie ist die beste Mutter, sie,
Sie säuget spät, sie säuget früh." (66, 39—40)

Auch in Ged. 77, 57—60 ist eine ähnliche Stelle zu finden:

„Wie, wann der Lenz die Erd' umfäht,
Daß sie mit Blumen schwanger geht:
So segnet Gott durch ihn sein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib."

G.A. Bürger-Archiv

Daß er bei den Metaphern, die Bürger aus der Sphäre der Erotik wählt, auch an der gehörigen Abtönung fehlen kann, mag folgende Stelle beweisen:

„... werd' ich's sehn:
Wann der Mann bei Kerzenscheine
Sie zum Brautgemache winkt
Und in meinem Freudenweine
Sich zum frohsten Gotte trinkt?" (64, 180—184)

Am wenigsten hat Bürger die Metaphern aus dem Umkreis seiner Lektüre entnommen:

„Miß Helena in Griechenland
War schön; sie gleichet jener." (36, 21—22)
„Im Busen hegt' ich dich so lange,
Wie jener die verklommte Schlange,
Dem Busen, der ihr Leben bot,
Gab sie zum Lohne Schmerz und Tod." (125a, 9—12)

Ferner: 183, 41—45, 112—113; 31, 7—10; 37, 25—30.

So erkennen wir aus Bürgers Metaphern, daß er liebevoll die Natur, die Blumen und Gräser des Feldes und und Waldes, die Vöglein unter dem Himmel auf seinen Gängen durch die Auen des Leinetals und die Wälder beobachtet hat. Auch vom Menschenleben zieht er meistens das Naheliegende in seine Vergleiche hinein; seiner sinnlichen, leidenschaftlichen Natur entsprechend, verflicht er gern das Liebes- und Geschlechtsleben in seine Bilder. Aber weit ist er davon entfernt, tiefe Gelehrsamkeit, philosophische Weisheit und himmelstürmende Phantasie in seinen Gleichnissen zu offenbaren, was Schiller mit großer Vorliebe tat. Er lebt in einer ganz anderen Gedankenwelt als Schiller; er zeigt auch nicht die reiche Vielseitigkeit, die Goethes Gleichnissen eigentümlich ist, der Weltweite seines Geistes entsprechend. Bürgers Vorstellungskreis ist viel enger begrenzt, und recht oft wiederholt er gewisse Bilder wieder und wieder; z. B. die Rosen, die Nachtigall, die Süße des Honigs und Weins werden zu häufig zu Vergleichen herangezogen. Auch widersprechen manche seiner Metaphern der Norm der Neuheit; sie sind schon von anderen Dichtern vor ihm gebraucht worden und daher abgeblaßt und farblos geworden.

In seinem „Herzenserguß über Volkspoesie" schreibt unser Dichter (s. W. III, 173): „Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen, und für diese das rechte Caliber zu treffen." Dem Volke aber kann

G.A. Bürger-Archiv

er hauptsächlich durch volkstümliche Vergleiche und Bilder seine Poesie klarer und verständlich machen.

Volkstümliche Vergleiche haben wir schon mehrfach mit angeführt; es sei auf Ged. 183, 261—262; 37, 47—48; 10, 15—16; 6, 23—24 nochmals hingewiesen. Mit diesen volkstümlichen Vergleichen stehen zusammengesetzte Worte wie wasserhell, kohlschwarz in engem Zusammenhang, in denen Eigenschaften durch Metaphern besonders hervorgehoben werden und auf die Beyer S. 84 aufmerksam macht. Die äußere Form des Vergleichs ist gefallen. Zu den von Beyer angeführten Adjektiven und Substantiven können noch folgende hinzugefügt werden: flügelschnell (4, 149); federleicht (6, 26); rosenblüten (15, 2); Perlenzahn (37, 102); Purpurmund (61, 19).

Nur selten bringt Bürger die Frucht seines Lesens und Studierens in den Metaphern an; in der anakreontischen Jugendlyrik hauptsächlich die klassische Mythologie und die Sagen des Altertums, was einige angeführte Beispiele uns gezeigt haben.

Für die ästhetische Würdigung der Metaphern und Gleichnisse kommt vor allem die Norm der poetischen Bedeutsamkeit in Betracht. Das Urteil über die Bedeutsamkeit hängt von den folgenden beiden Fragen ab: 1. Ist der Weg von der eigentlichen zur Analogievorstellung weit oder nah? 2. Werden innerhalb des metaphorischen Gebietes kürzere oder längere Strecken zurückgelegt? In ganz überwiegendem Maße verbindet Bürger solche Vorstellungen, die nahe beieinander liegen. Man kann verschiedene Kategorieen der Metapher unterscheiden, je nachdem Geistiges mit Sinnlichem, Sinnliches mit Geistigem oder gleiche Gebiete miteinander verbunden werden.

Während Bürger gern gleiche Gebiete miteinander verbindet, greift er viel seltener in ein andres Gebiet über und macht so die Metapher ästhetisch wertvoller, da ein weiter Weg zwischen den beiden Vorstellungen zurückgelegt wird, zum Beispiel:

„Des weitumfassender Verstand
Wie einen Ball mit hohler Hand
Ein ganzes Weltsystem umspannt." (94, 7—9)
„Dein Leben, Beste, gleich' im Bilde
Dem Bache, der stets heiter fließt
Und durch ein schönes Lenzgefilde
Sich ruhig in das Meer ergießt." (68, 1—4)

Das Bild wird mit großer Geschicklichkeit in dem ganzen Gedicht durchgeführt. Der Dichter legt eine weite

G.A. Bürger-Archiv

Strecke im metaphorischen Gebiet zurück und macht das Gleichnis deshalb ästhetisch wertvoll. Es ist aber nicht neu; wie Berger S. 424 in den Anmerkungen zeigt, findet es sich schon bei Uz und Gleim.

Auch in den folgenden Beispielen werden verschiedene Gebiete miteinander verglichen:

„O der Wahrheit! o der Güte,
Rein wie Perlen, echt wie Gold!" (183, 261—262)
„Entweht dir Frieden, Freude, Segen,
Wie Maienluft und Frühlingsregen?" (66, 59—60)
„Freier Strom sei meine Liebe,
Wo ich freier Schiffer bin!" (64, 241—242)
„Meine Liebe, lange wie die Taube
Von dem Falken hin und her gescheucht.
Wähnte froh, sie hab' ihr Nest erreicht." (181, 1—3)
„Erhellt, wie Sonne, dein Verstand,
Erhellt er Haus und Stadt und Land?" (66, 51—52)
„Ein Honigvöglein, weich und zart,
Ist leichte Sinnenliebe;
Von Schmetterlings- und Bienenart
Sind ihre Nahrungstriebe." (234, 1—4)
„Nicht selten hüpft, dem Finken gleich im Haine,
Der Flattersinn mir keck vors Angesicht." (171, 1—2)

Andere Stellen sind: 64, 85—88, 213—216; 77, 45—46, 57—60; 108, 14—16; 125a, 1—2; 145, 13—16; 146, 27—28; 183, 141—145, 64—70; 202, 9.

Abstrakte Vorstellungen werden in den soeben erwähnten Beispielen mit sinnlichen verglichen, Dinge, die uns weniger geläufig sind, mit solchen in Beziehung gebracht, in denen wir leben und weben. So erhöht der Dichter in erfreulicher Weise die Anschaulichkeit. Schon auf Seite 1—2 ist über die Anschaulichkeit in den Metaphern Bürgers gehandelt worden.

Meistens legt Bürger nur kurze Strecken im metaphorischen Gebiet zurück; es gibt jedoch auch eine Reihe von Gedichten, in denen er sich zu höherer Kraft erhebt und längere Zeit im metaphorischen Gebiet verweilt. Schon erwähnt ist das Gedicht 68, in dem das Leben mit einem Bache verglichen wird, der stets heiter fließt. In Ged. 64, 237 folg. vergleicht Bürger seine Liebe mit einem Strom, auf dem er freier Schiffer ist, und führt das Bild bis zum Schlusse des Gedichts fort. Die Elemente Luft, Feuer, Wasser sind die Bräutigame der Erde, die ihnen von Gott angetraut ist (Ged. 66). Andere weitausgeführte Gleichnisse finden sich z. B. in den Ged. 62, 1—10; 77, 57—64; 153, 1—12; 202; 249, 1—8 und 250.

G.A. Bürger-Archiv

Nur verhältnimäßig selten trifft man in Bürgers Lyrik Metaphern, die der Norm der Lebenswahrheit widersprechen, die an den Haaren herbeigezogen oder recht gekünstelt und deshalb unbrauchbar und zu verwerfen sind. Z. B.: 64, 109—112; 94, 7—9; 95, 11—12, 13—14; 146, 25—28; 183, 81—90; 285, 1—2.

Auch die Manier Bürgers, der, wie wir auf Seite 9 gezeigt haben, zur Derbheit und Uebertreibung neigte, kommt in den Vergleichen zum Vorschein. Die Derbheit findet sich allerdings mehr in den Balladen als in der Lyrik (vgl. Beyer, S. 83). Aber auch die Lyrik ist nicht ganz frei davon:

„Wie aus tiefer Ohnmacht Banden,
Wie aus Graus und Moderduft
In verschlossner Totengruft
Fühlt er froh sich auferstanden
Zu des Frühlings Licht und Luft." (183, 6—10)
„.... Das ist mehr, als von der Kette,
Aus der Folterkammer Pein,
Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein!" (183, 86—90)

Häufiger ist die Uebertreibung des Lieblichen und Schönen in den Metaphern der Lyrik, z. B.:

„Ich sah wie in die Sonn' hinein
Und sah mein Auge blind." (57, 23—24)

Aehnlich 155, 1—4; 37, 25—28; 20, 5—9.

Eine unwillkommene Uebertreibung findet sich in der folgenden Metapher:

Mit einem Blicke, scharf wie Dorn,
Nahm Dorilis jüngst den Friseur aufs Korn."
(285, 1—2)

4. Die metonymische Apperzeption

ist mit der Metapher verwandt. Während bei der metaphorischen Apperzeption eine Aehnlichkeit der eigentlichen und der Ersatzvorstellung vorhanden ist, steht bei der metonymischen Apperzeption die Ersatzvorstellung in räumlicher, zeitlicher oder logischer Beziehung zur eigentlichen Vorstellung. Sehr häufig ist bei Bürger die Metonymie mit räumlicher Beziehung, z. B.:

„Singen ihr nicht alle
Fluren, alle Wälder Dank?" (4, 235—236)

G.A. Bürger-Archiv

„Er achtet's nicht, was Hof und Stadt
Dafür ihm bieten kann." (6, 5—6)
„O wie öde, sonder Freudenschall,
Schweigen nun Paläste mir und Hütten,
Flur und Hain, so munter einst durchschritten,
Und der Wonnesitz am Wasserfall." (179, 1—4)

Seltener steht die Ersatzvorstellung in logischer Beziehung zu der eigentlichen Vorstellung, z. B.:

„Die Saat, so deine Jagd zertritt." (50, 10)

Eine Abart der Metonymie ist die Synekdoche, das heißt das Mitverstehen. Der Dichter setzt sehr oft einen Teil für das Ganze ein:

„Ihr nur schnattert das Gefieder
Von den Teichen Dank empor." (4, 241—242)
„Deines Hornes Klang verscheuche
Deines Hains Gefieder nicht!" (4, 127—128)
„Eh' ihr auf das Purpurrot
Eure seidnen Flügel waget." (184, 18—19)
„Drum sind mir die Menschengesichter nicht hold. (86, 3)

5. Die symbolische Apperzeption.

Außerordentlich schwach ist Bürgers Begabung auf dem Gebiete der symbolischen Apperzeption. Schon im zweiten Kapitel haben wir gesehen, daß er das Einzelne nicht symbolisch gestaltet für das Allgemeine. Ihm, dem das abstrakte Denken schwer fiel, dem es trotz aller Mühe und Anstrengung nicht gegeben war, sich in die Kantische Philosophie einzuleben, der nur eine gering ausgebildete kombinatorische Phantasie besaß, ist es versagt geblieben, in die innersten Geheimnisse einzudringen und, wie Goethe, in seinen Metaphern und Symbolen die tiefsten Wahrheiten und Gedanken zu offenbaren. Bürger schildert vielmehr die einfache Wirklichkeit in und um sich.

In seiner Lyrik hat er die symbolische Apperzeption nur sehr selten angewendet, z. B. setzt er in Gedicht 185 das „Blümchen Wunderhold" symbolisch für die Bescheidenheit ein. Er muß aber gefürchtet haben, daß dieses individuelle Symbol nicht klar sei, denn er löst zuletzt das Geheimnis selbst auf:

„So nenn ich's „Blümchen Wunderhold",
Sonst heißt's Bescheidenheit." (185, 95—96)

G.A. Bürger-Archiv

Im übrigen braucht er meistens nur allgemein bekannte, typische Symbole, wie Zepter, Diadem für Herrschaft, Gold und Silber für Reichtum (183, 11—12; 31, 5—6), Wage für Gerechtigkeit (240, 10). Ferner:

„Dann schickt mit dem Korb auch dein Mädchen dich fort." (95, 48)

6. Die antithetische Apperzeption.

„Die antithetische Apperzeption hat mit der metaphorischen gemein, daß sie zu einer gegebenen Vorstellung eine andere erläuternd hinzufügt, nur daß diese Vorstellung bei der Metapher eine Aehnlichkeit, bei der Antithese einen Gegensatz aufdeckt." („Prinzipien", S. 397). Sie gibt die Vorstellung objektiv, setzt sie aber in eine schärfere Beleuchtung durch die Hinzufügung des Gegensatzes. Schon auf Seite 10 haben wir angedeutet, daß Bürger in der Kontrastierung ein Hauptmittel fand, um Klarheit und Deutlichkeit zu erzielen. Bürgers Antithesen sind häufig formelhaft; er stellt die konträren Begriffe oben und unten, außen und innen, auf und ab, hin und her, hier und dort, heiß und kalt, jung und alt, groß und klein, trocken und naß einander gegenüber.

„Mir von unten auf bis oben,
Dünkt, wie sie, nicht Eine schön." (64, 67—68)
„Sinnig forsch' ich auf und ab." (78, 43)
„Wie von außen, so von innen..." (64, 69)
„Ja machen hin und machen her!" (116, 5)
„In Flammen will ich brennen
Zeitlich hier und ewig dort." (64, 43—44)
„Hier kühlt ein Schatten ihn; dort blinket
Auf ihm der Sonne Strahlenbild;
Und wenn ihn hier die Blume trinket,
Erquickt er Herde dort und Wild." (68, 9—12)

Außer diesen formelhaften Antithesen verwendet Bürger die Kontrastierung noch überaus häufig in seiner Lyrik, z. B.:

„Mir hat das Glück noch keinen Kuß bescheret.
Dir aber, Liebchen, wird ja nichts verwehret." (5, 9—10)
„O Mai, was frag' ich viel nach dir?
Der Frühling lebt und webt in ihr!" (23, 23—24)
„Hast du nicht Liebe zugemessen
Dem Leben jeder Kreatur?
Warum bin ich allein vergessen,
Auch meine Mutter du! Natur!" (32, 1—4)
„Ein andrer werb' um Ehr' und Gold!
Ich werb' um Wollust bei Selinden." (37, 1—2)

G.A. Bürger-Archiv

„Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bei Tage." (37, 31—32)
„Ein volles Herz gibt wenig Klang;
Das leere klingt aus allen Tönen." (37, 109—110)
„Da that's mir, wenn ich schied, so leid,
So wohl mir, wenn ich kam." (57, 11—12)
„Freilich rühmt er sich mit stolzem Sinn
Gottes höchsten Priester auf der Erde;
Aber ich, auch ich weiß, was ich bin." (96, 5—7)
„Grauer Tithon! Du empfängst Auroren
Froh aufs neu', sobald der Abend taut;
Aber ich umarm' erst meine Braut
An des Schattenlandes schwarzen Thoren." (180, 5—8)
„Schmeichelflut der Vorgefühle
Hoher Götterlust schon hier
Wallet oft, bei Frost und Schwüle,
Wie mit Wärme so mit Kühle,
Lieblich um den Busen mir." (183, 251—255)
„Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn." (185, 43—48)
„Gott spendet Segen aus! Du raubst!" (50, 17)

Andere Antithesen finden sich z. B. in den Gedichten: 4, 1—4; 7, 9—12; 57, 31—32; 64, 65—68; 76, 52—53; 86, 16—19, 21—22; 92, 2; 93, 4—5; 146, 21—22; 154, 3—4; 179, 12—14; 183, 21—22, 91—92, 86—90.

7. Die epithetische Apperzeption.

Die epithetische Apperzeption besteht darin, daß der Auffassende zu den Gegenständen einerseits oder zu den Geschehnissen andrerseits bestimmte Eigenschaften hinzudenkt. Je nachdem der Dichter den idealistischen oder den realistischen und naturalistischen Stil pflegt, müssen auch die Beiwörter ganz verschieden sein: Die des idealistischen Stils müssen dazu beitragen, das Erhabene, Große und Schöne hervorzuheben; die des realistischen und naturalistischen Stils müssen charakteristisch sein. Im zweiten Kapitel unserer Darstellung haben wir erkannt, daß Bürger den realistischen und naturalistischen Stil anwendet, während ihm der idealistische Stil fast nie gelingt. Daher können wir von seinen Dichtungen fordern, daß die Beiwörter charakterisieren. Abgesehen von den gern angewandten und durch gar zu häufigen Gebrauch ziemlich farblos gewordenen Adjektiven süß, hold, minniglich, erfüllt Bürger auch meistens die von uns gestellte Forderung. Einige Beispiele mögen das beweisen:

„Wer kommt so finster vom brausenden Meer,
Wie die schattende Wolke des Herbsts?" (89, 1—2)
„Bis ich meinen lieben Bauch
Weidlich vollgeschlungen." (73, 43—44)
„Tief in Kerkersnacht, belastet
Wie von Ketten zentnerschwer,
Stöhnt mein Geist ...." (64, 145—147)
„Und im erbosten Streite
Mit grausem Ungemach ...," (22, 27—28)
„Zur Zeit der grausen Finsternis." (194, 31)
„.... struppiger Plunder." (219, 13)
„Bunt, wie Regenbogendünste,
Aber eitel auch, wie die,
Hat sie hundert Zauberkünste." (19, 85—87)

Das von dem Dichter in den Oden angestrebte Pathos macht sich auch in den Beiwörtern geltend. Allerdings ist Bürger, wie wir im zweiten Kapitel gesehen haben (vgl. S. 49—51), kein Meister des pathetischen Stis; daher sind auch seine pathetischen Beiwörter nicht immer gut gewählt, sondern hier und da etwas schwülstig. Pathetische Beiwörter finden sich in den folgenden Versen:

„Noch schwebet über allen Saiten
Nimmer ersterbender Wonne Nachhall." (146, 3—4)
„Wie hoch und herrlich strahlet
Des Triumphes Majestät." (160, 95—96)
„Und als das Lied der frommen Schar,
Das Lied der heißen Inbrunst,
Hinauf gesungen war...." (160, 41—43)
„Als sie vor fünfzig ruhmbestrahlten Jahren,
Ein schönes Kind,
Ein wunderschönes Götterkind,
Geboren war ...," (160, 20—23)
„Noch stets umweht's die glühenden Stirnen uns,
Wie Schwanenfittich hoher Begeisterung." (146, 5—6)

Für die ästhetische Würdigung der Beiwörter kommt vor allem die Norm der Bedeutsamkeit in Betracht. Sind die Beiwörter weit entfernt von dem Wort, zu dem sie gehören, sind sie aus einem anderen Gebiet entlehnt, oder verschmilzt die epithetische mit anderen Apperzeptionen, so gibt es starke ästhetische Wirkungen. Außerordentlich häufig ist in Bürgers lyrischen Gedichten die Epithese mit der beseelenden oder personifizierenden Apperzeption verbunden:

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

„mein liebender Gedanke" (59,9). „ihr lauschend Ohr" (21, 63). „mit unverschämter Zunge" (115, 2). „Diese huldigende Leier" (19, 5). „mein erheitertes Gesicht" (43, 7). „trostbegehrender Gesang" (225, 21).

„Hart getäuschter Glaube!" (181, 5)
„So gegen den wild stürmenden Orkan
Des Krieges als des Neides leise Pest." (160, 65—66)
„.... dies blaue
Kränzchen flehender Vergißmeinnicht." (105, 17—18)
„Die du einst beim Götterschmause
Um die frohe Tafel gingst." (2, 8—9)
„(Naht) Frohen Trittes die Gesundheit sich?" (186, 4)
„Sonst wirst du trunken, mein Gedanke!" (59, 35)
„Mit lachenden Gedanken
Von Zukunft ihn erfüllt." (22, 43—44)

Andre Beispiele dieser überaus häufigen Verbindung von epithetischer und beseelender Apperzeption sind: 4, 85—86; 9, 3; 10, 29—30; 22, 13—14; 64, 17—18; 72, 33—34; 185, 1—2; 186, 20; 194, 1—2,

Auch mit der metaphorischen Apperzeption können die Beiwörter verbunden werden (vgl. S. 71).

„Mein Auge schaute falkenhell
Durch meilenlange Räume." (10, 13—14)
„Tanzt hin und wieder blitzgeschwind." (37, 141)
„Himmelklare, kühle Labefluten." (218, 1)

Ferner: 4, 149; 6, 26; 15, 2.

Sehr wirksam ist eine Verbindung der Metonymie mit der epithetischen Apperzeption: Das zu einem Substantiv gesetzte Beiwort steht in Beziehung zu einem andern vorhergehenden oder folgenden Substantiv:

„(Der Quell) Kühlt des Wandrers heißen Gang." (51, 25)
„Ich härme ganze Nächte lang
Auf schlummerlosem Lager
Die welkenden Gebeine krank." (10, 33—35)
„Dem auch Jakobis fromme Hand
Altäre baut und Blumen streuet." (3, 16—17)

Auch die anderen Normen, wie die der Neuheit, der Abwechselung, der Kontraststeigerung, der Abtönung, kommen für die ästhetische Würdigung der epithetischen Apperzeptionen in Betracht.

Jeder Dichter wird neue Eigenschaftsbegriffe oder kühn zusammengesetzte Beiwörter bringen.

Bürger steigert die Kraft seiner Beiwörter oft durch Zusammensetzungen mit hoch-, himmel-, wunder-, z. B.:

G.A. Bürger-Archiv

„Selig, selig, himmelselig
Ist das hocherhabne Amt ...." (160, 89—90)
„Der Prunk der hochstaffierten Kunst." (37, 17)

Oft verwendet er selten gebrauchte Partizipien:

„Hochaufgefrischt von dieses Tages Wonnen . . ." (161, 41)

Schon zitiert ist 94, 7—9; ferner:

„Von dem meinigen zu reißen
Ihr ihm einverwachsnes Herz." (64, 127—128)

Sehr gut wirkt der Dichter, wenn er ein Beiwort zum folgenden in Kontrast setzt:

„Die durch Zonen, k a l t u n d f e u c h t,
D ü r r u n d g l ü h e n d, ihn gescheucht." (183, 47-48)
„Ihr Weisen, h o c h und t i e f gelahrt." (57, 33)

Die Anschaulichkeit, von der wir schon im ersten Kapitel S. 1—5 gehandelt haben, wird auch durch die Beiwörter außerordentlich gefördert; z. B.:

„(Venus) Setzet die azurnen Kronen
Wankenden Cyanen auf." (4, 183—184)
„Ein niedlich Schäfermädchen stand
Am klaren Wiesenbache." (14, 1—2)
„Ein Dichter, rund und feist bei Leibe,
Mit einem Antlitz lang wie breit
Und glänzend, wie des Vollmonds Scheibe,
Sprach einst von seiner Dürftigkeit." (113, 1—4)

Die Kultur- und Bildungsschicht, der ein Dichter angehört, kann sich auch in den Beiwörtern wiederspiegeln. Abgesehen von den konventionellen, anakreontischen Gedichten und den Minneliedern, hat Bürger sich als individueller Dichter betätigt. Einige Beiwörter kommen jedoch zu häufig vor; besonders das Epitheton süß, das Bürger in der mannigfachsten Bedeutung gebraucht. In den folgenden Beispielen bezieht er es auf den Geschmackssinn:

„Doch jetzt bin ich so süß dir wie Honig und Wein." (95, 59)
„.... holde Bienen,
Die ihr süße Beute liebt." (184, 1—2)

Auch auf den Gehörsinn wird süß bezogen (vgl. S. 4):

„Du, der so süße Lieder schuf,
So minnigliche Lieder." (21, 45—46)
„Beim süßen Klange deiner Kehle." (235, 16)

G.A. Bürger-Archiv

Auf den Geruchssinn wendet er das Beiwort süß in Ged. 5, 7—8 an. Ferner spricht er von süßem Schauer (255, 22), süßem Drücken (183,396), süßem Lohn (183, 77), süßem Atem und wundersüßem Lächeln der Lippe (175, 13—14), süßem Schmeichler (105, 9) und süßer Lust (61, 37).

„Aus deinem süßen Munde
Laß saugen süßen Tod!" (55, 21—22)
„Bist süß mir an Leibes- und Liebesgestalt."
(95, 23)
„Dann entschwoll
Mein Herz, des süßen Vaterlandes voll." (54, 3—4)

Auch das Beiwort „hold" ist in Bürgers Poesie sehr häufig:

„War ich holder Künste Meister?" (183, 119)
„Sagte sie mit holdem Flötentone." (228, 13)

235, 9 „holder Scherz". 95, 50 „holdes Gesicht". 184, 1 „holde Bienen". Durch den Einfluß der altdeutschen Minnepoesie braucht Bürger auch die Epitheta traut und minniglich in seiner Lyrik.

Der Einfluß der Bildungsschicht Bürgers auf die Wahl seiner Beiwörter macht sich besonders in erotischen Dingen geltend. Hier fehlt es oftmals an der nötigen Abtönung; zum Beispiel:

„Wann sie kosend mich umfing
Und mit süßem Liebeflehen
Brünstig mir am Halse hing!" (64, 94—96)
„Sterbend wollt' ich im Genusse,
Wie ihn deine Lippe beut,
Sterben in dem langen Kusse
Wollustvoller Trunkenheit!" (62, 17—20)
„Und warm an ihres Busens Glut
Vermögen stets und Heldenmut
Und Lieb' und Leben saugend ruht." (94, 16—18)
„Wie um ihren Stab die Rebe
Brünstig ihre Ranke strickt ...." (62, 1—2)

Aehnliche Stellen: 8, 48; 37, 34—35, 73—75; 95, 34.

8. Die umschreibende Apperzeption.

Sie besteht darin, daß der Auffassende statt des eigentlichen Ausdrucks, welchem es an dem erwünschten Tone fehlt, sich eines andern Ausdrucks bedient. Bei der umschreibenden Apperzeption will der Dichter auf eine Person oder einen Gegenstand hindeuten, ohne ihn zu nennen; z. B.:

„Auch den Held, der, fern am Indus,
Vom bezähmten Pardel stritt,
Ceres, und den Gott vom Pindus,
Und Pomonen lud sie mit." (4, 153—156)

Die hier angewandten Umschreibungen sind für den Durchschnittsleser ohne Erklärung unverständlich, die erste bezieht sich auf Bacchus Eroberungszug nach Indien; mit dem Gott vom Pindus ist natürlich Apoll gemeint.

Andere Beispiele für die umschreibende Apperzeption sind:

„Es tönen über ihm die Lieder
Der holden Frühlingssängerin." (68, 7—8)
„Verheißer der Erlösung,
Zu dem die Sünder flehn." (194, 45—46)
„Heil dem Höllenüberwinder." (194, 8)

Oft stehen die Umschreibungen für die Determinationen; zeitliche Beziehungen kommen bei den folgenden Beispielen in Betracht:

„Was da lebt auf Erden, gattet
Um die Zeit der Blüten sich." (4, 27—28)
„Wen hätt' ich sonst, wann um die Zeit der Rosen
Zur Mitternacht mein Gang ums Dörfchen irrt?" (76, 57—58)
„Seit Adam bis jetzt." (1, 41)
„Vom Anbeginn bis heut." (160, 70)
„Von der Wieg' an bis zu meinem Grabe." (174, 9)

Räumliche Beziehungen:

„Vom Rhein an bis zum Belt
Blüht Reiz genug auf allen deutschen Auen." (171, 12—13)
„In Friedrichs oder Ludwigs Stadt
Ist keiner besser dran." (6, 3—4)

In den meisten Fällen ist die neue Vorstellung, die der Dichter wählt, viel anschaulicher und sinnlich faßbar; daher auch poetisch. Statt des Abstrakten gibt uns der Dichter Konkretes und hebt so den ästhetischen Wert seiner Dichtungen bedeutend. Zu verwerfen ist die umschreibende Apperzeption, wenn der Gegenstand unklarer wird, wie in dem oben dargelegten Beispiel, wo dem Leser, der nicht mit der klassischen Mythologie und Sage vertraut ist, erst ein Kommentar gegeben werden muß.

B. Die subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen.

Als wir von der Lebendigkeit der Bürgerschen Poesie sprachen, wiesen wir auf die reichliche Anwendung

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

der subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen hin. Auch im zweiten Kapitel hatten wir oft Gelegenheit, auf die Vertiefung und Erweiterung der Gefühlswerte aufmerksam zu machen, die Bürger durch die subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen erzielt. Hier möge nun der Ort sein, eine zusammenfassende Darstellung zu geben.

In der Charakterschilderung unseres Dichters haben wir auf Seite 11—12 seine Neigung zu heftigen Affekten darzulegen versucht und dabei erkannt, daß er mehr den Unlust- als den Lustaffekten zugänglich war; auch auf die große Intensität der Unlustaffekte ist auf Seite 11 hingewiesen worden. Diese Neigung Bürgers zu Affekten hat auf den Stil seiner poetischen Gebilde den denkbar größten Einfluß ausgeübt und gibt sich vor allem in den subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen kund. Durch diese wird keine Steigerung des Vorstellungsinhalts, sondern vielmehr eine bedeutende Erweiterung der Erregungsgefühle und eine Steigerung der Spannungsgefühle hervorgerufen.

1. Die Hyperbel.

Der lebhaft erregte Affekt veranlaßt den Dichter, erheblich mehr zu sagen, einen weit kräftigeren Ausdruck zu gebrauchen, als den Tatsachen entspricht. Sein Gefühl schwelgt in Uebertreibungen. Diese finden wir hauptsächlich in einer weniger ausgebildeten Kunst; so neigen viele mhd. Epiker und Lyriker und andere geringere Dichter aller Zeiten zur Uebertreibung körperlicher Kraft und Schönheit, von Reichtum und Macht. Bürger mit seiner derben Manier neigt zur Uebertreibung des Realen (vgl. S. 9); während in den Balladen besonders das Häßliche, Schaurige und Gräßliche übertrieben wird, liebt er in der Lyrik die hyperbolische Schilderung der Schönheit, Anmut, Seelenstärke seiner Geliebten, wie die Seite 9—10 angeführten Stellen (64, 49—52; 77—80) beweisen. Ferner:

„Der kannte nie der Liebe Lust und Schmerz,
Der nie erfuhr, wie süß ihr Atem fächelt,
Wie wundersüß die Lippe spricht und lächelt." (175, 12—14)
„Oefters ahndet meinem Sinne,
Diese sei kein sterblich Weib!
Schier verklärt, wie Himmelsbräute,
Ist sie aller Flecken bar.
Heiliger und schöner war
Kaum die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar." (20, 3—9)

G.A. Bürger-Archiv

„Kein schöner Mädchen findet er
In allen Königreichen." (36, 7—8)
„Dünkt auch nüchtern meinem Sinn
Sie der höchsten Königinnen
Aller Anmut Königin." (64, 70—72)

In seinen Zechliedern preist Bürger die Macht des Rebensaftes in hyperbolischer Weise:

„Echter Wein ist echtes Oel
Zur Verstandeslampe." (73, 25—26)
„Wann der Wein in Himmelsklang
Wandelt mein Geklimper,
Sind Homer und Ossian
Gegen mich nur Stümper." (73, 37—40)

Besonders geläufig ist unserm Dichter die Verstärkung der Affekte durch

2. Wiederholung einzelner Wörter oder Satzglieder,

durch die er vor allem in den Balladen ungestüme Heftigkeit und große Lebendigkeit erzeugt. Doch auch in seinen Briefen und in seiner Lyrik sind die Wiederholungen ein sehr beliebtes und äußerst häufig angewendetes Stilmittel. Die antike Rhetorik unterscheidet viele Arten von Wortwiederholungen. Am meisten verwendet Bürger die Anaphora.

a) Anaphora.

„Nymphen, rein wie du an Sitte,
Sendet, keusche Delia,
Sendet dir mit dieser Bitte
Venus Amathusia." (4, 121—124)
„Wie selig, wer sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann!" (6, 1—2)
„O wie schön ist, die ich minne,
O wie schön an Seel' und Leib!" (20, 1—2)
„Wie wollt' ich dann herzinniglich
Wie lieb, wie lieb dich haben!
Wie wollt' ich, o wie wollt' ich mich
In deinen Armen laben!" (47, 25—28)
„Schön Suschen kannt' ich lange Zeit,
Schön Suschen war wohl fein." (57, 1—2)
„Wohlauf, mein liebender Gedanke,
Wohlauf, zu ihrem Lager hin!" (59, 9—10)
„Der liebe Gott! Der hat's gethan,
Der's Firmament erleuchten kann;
Der hat wie Paradieseswelt
Des Mädels blaues Aug' erhellt." (61, 9—12)

G.A. Bürger-Archiv

„Welche Macht kann ihn bezähmen?
Welche Macht durch Ton und Wort
Fesseln und gefangen nehmen?" (64, 117—119)
„Er zwängt das Roß, vom Zwang entwöhnt,
Er zwängt das Roß, und horch! es stöhnt!"
(77, 35—36)

Auch in den folgenden Versen verwendet Bürger die Anapher: 11, 19—20; 19, 103—104, 95—96, 27—28; 27, 24—25; 42, 4—5; 46, 3—4; 47, 1—3; 59, 35—36; 62, 17—20; 64, 1—3, 157—159, 169—170; 76, 57—64; 89, 11—12; 95, 68, 70; 160, 1—3, 9—11, 21—23; 174, 1—2; 183, 1—2, 26—28, 61—65, 83—85, 261—263, 351—355, 391—393; 185, 19—22; 186, 29—32; 249, 1—3.

Weit seltener als die Anaphora braucht Bürger in seiner Lyrik

b) die Epiphora,

die Wiederholung derselben Worte und Wendungen am Schlusse:

„Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!
Liebe morgen, wer die Liebe
Schon empfand!" (4, 1—4)
„Ich selber sann wohl Nacht und Tag
Und wieder Tag und Nacht ...." (57, 41—42)
„Deine Brüder, Gottes Kinder,
Singen dir nun Dank,
Ewig, ewig Dank." (194, 55—57)

c) Die Verbindung von Anaphora und Epiphora ist an den folgenden Stellen zu finden:

„Hinaus! rief Liebchen schnell, „hinaus!
Hinaus aufs Schemelbrett!" (220, 17—18)
„Wie den letzten Trost ihm nehmen,
Auszuschreien seinen Schmerz?
Schreien, ich muß aus ihn schreien!" (64, 19—21)
„Weichen muß ihr, weichen,
Was hier Gott erschaffen hat!" (64, 51—52)
„Fleuch, Zärtling, fleuch!" (77, 51)
„Schall', o Maigesang, erschalle!" (4, 233)

Sehr beliebt ist bei Bürger auch die

d) Epanastrophe,

eine Wiederholung von Wörtern oder Wendungen zu Ende des einen und zu Anfang des nächsten Satzes:

G.A. Bürger-Archiv

„Minnesold ist aller Freuden,
Aller Freuden Fünftelsaft;
Minnesold hat aller Leiden,
Aller Leiden Heilungskraft!" (31, 25—28)
„Eia! wie so wach und froh,
Froh und wach sind meine Sinnen!" (43, 1—2)
„Alles, alles das, wie selig,
O wie selig fühlt' ich das!
Fühlt' es so, daß ich allmählich
Alles außer ihr vergaß!" (64, 97—100)
„Willkommen mir vor allem Sterngewimmel,
Vor allem Sterngewimmel lieb und schön!" (76, 3—4)

Ferner: 55, 17—20; 64, 24—26; 66, 2—3; 73, 11—14; 77, 41—42; 183, 163—165, 191—192; 194, 14—17, 19—21.

Außerordentlich häufig ist eine nicht genau geregelte Wiederholung,

e) die Epizeuxis.

Sie braucht nicht gerade immer am Schluß oder am Anfang zu stehen, sondern ist ohne besondere Lokalisierung und wird deshalb oft angewendet, z. B.:

„Den laß ich nie, ich schwör' es dir!
O laß, o laß den Guten mir!" (235, 23—24)
„Gnade, Gnade, große Göttin, Gnade!" (231, 1)
„Nur durch dich, durch dich ist stets gelungen
Jedes wundervolle Heldenstück." (231, 5—6)
„Es will mir nicht und will nicht ein." (190, 1)
„Eins, nur eins sei Euch geklagt." (184, 17)
„O Minna, laß nur nicht vergebens
Mein Flehn, mein letztes Flehen sein:
„Vergiß nicht, ach! vergiß nicht mein!"
(125a, 14—16)
„Aber ich, auch ich weiß, was ich bin,
Weiß, daß ich ihm nimmer weichen werde."
(96, 7—8)
„Wo ist, wo ist ein Mann wie er?" (77, 54)
„Ich komm', ich komme dir!" (65, 27)
„Oft gedacht und oft gelesen
Hab' ich viel und mancherlei." (64, 227—228)

Ferner: 11, 15. 12, 40. 13, 2, 5. 21, 45—46. 28, 18—19. 31, 19. 42, 1—2. 47, 19—20. 57, 5. 64, 17—18. 65, 10. 116, 5. 183, 104—105. 204, 1—2.

f) Die Symploke

entsteht, wenn in einem Satz oder einer Reihe von eng zusammenhängenden Sätzen mehrere von den bisher erwähnten Arten der Wiederholung zugleich vorkommen.

G.A. Bürger-Archiv

„Da wallte Gottes Flamme,
Sanft wallte von des Gebers Thron
Des herzlichen Gebetes Lohn,
Die Flamme, die noch nie verlosch,
Des Segens Flamm' herab auf den Altar.
O Flamme, die vom Himmel sank,
Entlodere hoch und weh' umher!
Umher, umher!" (160, 44—51)
„Triumph! Des Tages Ehrenkönigin
Erhebt ihr Haupt!
Sie trägt ihr hohes Götterhaupt,
Sie trägt's mit Laub und Blumen,
Laut rauschend,
Süß duftend,
Süß duftend mit lieblichen Blumen,
Laut rauschend mit Laube des Ruhmes umlaubt!"
(160, 115—122)
„Sie ist die beste Mutter, sie,
Sie säuget spät, sie säuget früh." (66, 39—40)

Und 43, 23—24. 47, 25—28. 64, 89—94, 97—100. 94, 1—2. 171, 3—4.

Eine bedeutende Verstärkung der Affekte erreicht der Dichter auch durch

3. die Häufung sinnesverwandter Wörter und Wendungen.

Die einfachste Form dieser Häufung ist

a) die Tautologie,

die Bürger z. B. in folgenden Fällen anwendet:

„blink und blank" (220, 3). „hoch und hehr" (183, 387). „sanft und mild" (11, 12). „gebückt und krumm" (12, 25—26). „ledig und los" (95, 38). „lebt und webt" (77, 7; 185, 58). „Sing und Sang" (76, 6). „Wehr und Waffen" (65, 5).

b) Der Pleonasmus

unterscheidet sich dadurch von der Tautologie, daß in ihm ein schon gegebener Begriff nochmals herausgehoben wird. Er ist kein willkommenes Stilmittel und wird in Bürgers Lyrik vermieden. Es findet sich 73, 18 „Bin die feigste Memme".

e) Die Kumulation,

eine Häufung nahe verwandter, doch nicht synonymer Worte, ist auch ziemlich oft in der Bürgerschen Poesie anzutreffen. Dadurch wird die Anschaulichkeit gefördert, und das gegenständliche Denken kommt deutlich zum Ausdruck.

G.A. Bürger-Archiv

„Gram, Sorg' und Grille sind ihm Spott." (6, 17)
„Auch sollen dich belohnen
Bonbon und Marzipan,
Vortreffliche Makronen,
Und was dir lüsten kann." (8, 25—28)
„Trüge Beeren, Nüss' und Trauben
Dir im Binsenkörbchen zu." (19, 35—36)
„Darein war alle Zauberei
Der Liebe, Lächeln, Schmeichelei
Und linder Zephyrsinn verschlungen." (108, 10—12)
„Zepter, Diademe, Thronen,
Gold und Silber hab' ich nicht;
Hätten auch, ihr voll zu lohnen,
Silber, Gold und Perlenkronen
Ein genügendes Gewicht." (183, 11—15)
„Lange weigern sich dir schon,
Das Unsägliche zu fassen,
Bild, Gedanke, Wort und Ton." (183, 288—290)
„Odem, Wärme, Licht zu Rat,
Kraft zu jeder Edelthat." (183, 247—248)
„Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn." (185, 45— 46)
„Du mein Heil, mein Leben, meine Seele!"
(205, 1)
„Mit Zepter, Wag' und Schwert in tugendhafter Hand."
(240, 10)

„treu und brav" (220, 48). „frei und froh" (6, 18). „Sang und Klang" (185, 42). „Lieb' und Lust" (220, 41; 177, 14). „Sitt' und Weise" (176, 7). „Becher und Glas" (1,1). „Harm und Not" (59, 2).

d) Die Variation,

eine Wiederholung derselben Vorstellungen in verschiedenen sprachlichen Formen und unter Hervorhebung anderer Nebenumstände, braucht Bürger z. B. in den folgenden Fällen:

„Minnesold lehrt frei verachten
Aller Fährlichkeiten Not,
Flammen, Wasserfluten, Schlachten,
Lehrt verschmähen jeden Tod." (31, 31—34)
„Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?
Nein! In Flammen will ich brennen
Zeitlich hier und ewig dort!
Der Verdammnis ganz zum Raube
Will ich sein, wofern ich nicht
An das kleinste Wörtchen glaube,
Welches dieser Engel spricht!" (64, 41—48)
„Und warum, warum gehalten?
Konnt' ich, wie der Großsultan,
Ueber Millionen schalten?
War ich unter Mannsgestalten
Ein Apoll des Vatikan?

G.A. Bürger-Archiv

War ich Herzog großer Geister,
Prangend in dem Kranz von Licht,
Den die Hand der Fama flicht?
War ich holder Künste Meister?
Ach, das alles war ich nicht!" (183, 111—120)

Ferner: 64, 117—120, 193—196, 265—272. 183, 21—30, 51—55, 81—90, 271—280, 311—320.

Auch durch die Eigenart der

5) Wort- und Satzverknüpfung

kann eine Verstärkung des Affekts hervorgerufen werden. Das Asyndeton, welches auf starke, verhaltene Affekte deutet, ist am Platze, wenn eine Reihe von Geschehnissen wuchtig hervorgehoben werden soll. Der Dichter stößt einen Gedanken nach dem andern hervor, seine große Lebendigkeit verhindert einen geregelten Satzbau (vgl. S. 109).

„Schände nun nicht mehr die Blume
Meiner Freuden, niedre Schmach! —
Schleiche bis zum Heiligtume
Frommer Unschuld, nicht dem Ruhme
Meiner Auserwählten nach!
Stirb nunmehr verworfne Schlange!
Längst verheertest du genug!" (183, 361—367)

„Kühn durch Klippen, Strudel, Ungeheuer
Lenk' ich, allgenugsam mir, alsdann
Auf des Lebens Ozean mein Steuer." (186, 53—55)

„Reicht sie dem Nächsten in der Not
Von deinem Trank, von deinem Brot?
Und seinen nackenden Gebeinen
Von deiner Wolle, deinem Leinen?" (66, 63—66)

Häufig ist in Bürgers Lyrik das Polysyndeton anzutreffen, durch welches das Sichwiederholende, regelmäßig Wiederkehrende, Beharrende und Dauernde hervorgehoben wird.

„Und er durchspäht und wägt und mißt,
Was in der Schöpfung herrlich ist." (77, 17—18)

„Der weiß, was Großes hier und da,
Zu allen Zeiten, fern und nah',
Und wo und wann und wie geschah." (94, 10—12)

„Welch ein wonniges Betrachten,
Wo ich ging und saß und stand." (64, 91—92)

„Ich war wohl dumm und stumm und taub." (57, 17)

„Bin dazu empfangen und geboren
Und emporgesproßt durch Gottes Kraft." (96, 11—12)

„Für wen läßt du von Weib und Kind
Und Herd hinweg dich raffen?" (269, 3—4)

„Sie reifet Korn und Obst und Wein." (66, 10)

„Erhellt, wie Sonne, dein Verstand,
Erhellt er Haus und Stadt und Land?" (66, 51—52)

G.A. Bürger-Archiv

„Hat Blumen blau und rot und weiß
Begraben unter Schnee und Eis." (23, 5—6)

Ferner: 269, 5—6. 76, 51. 161, 17—18.

6. Mittel zur Steigerung der Spannung.

Im Gedicht 183, 181—186 unterbricht der Dichter die Schilderung seiner Liebesglut durch die Frage einer dritten Person:

„Unglückssohn, warum entflammte
Deinen Busen solche Glut?
Sprich woher, woher sie stammte?
Welches Dämons Macht verdammte,
Frevler, dich zu dieser Wut?" —

auf die er dann in den nächsten Versen antwortet. Durch diese eingeschobene Frage wird die Spannung außerordentlich gesteigert. Oft macht sich auch der Dichter einen Einwand (Epilemma), z. B.:

„Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?
Nein! ...." (64, 41—42)

„Ich hab' ein lieb' Mädel, das hab' ich zu lieb,
Ja leider! was kann ich dafür?" (86 1—2)

„Mich hat ein lieb' Mädel, das hat mich zu lieb,
Ja leider! was kann's für sein Herz?" (86, 6—7)

Häufig unterbricht der Dichter einen Satz durch einen Ausruf oder eine Frage und führt dann erst den Satz zu Ende. Dadurch wird auch eine Steigerung der Spannung hervorgerufen. Im Ged. 76 redet er den Mond an und sagt in den Versen:

„Auch bist du's wert, mein sanfter, holder, lieber —
Ich weiß nicht recht, wie ich dich nennen soll?
Mann oder Weib? — schon lange war ich über
Und über deines warmen Lobes voll." (76, 17—20)

„Zum Gedächtnis biet' ich dir statt Goldes —
Was ist Gold und goldeswerter Tand? —
Biet' ich lieber, was dein Auge Holdes,
Was dein Herz an Molly Liebes fand." (105, 5—8)

„In eine kleine Fliege —
Siehst du, was ich erfand! —
Verwandle dich ...." (8, 37—38)

Ein sehr wirksames Mittel zur Steigerung der Spannung und Erhöhung der Erregung ist die Apostrophe: Der Redende fällt aus seinem epischen Bericht heraus und redet die Personen seiner Phantasie an, als ob sie selbst da wären. Dieses dramatische Mittel ist besonders in der Epik und in

G.A. Bürger-Archiv

der Lyrik gut zu verwenden. Z. B. im Ged. 64 malt Bürger seinen Kampf gegen die Leidenschaft aus und redet seine Molly schließlich in den Versen 193—280 an.

„Bist du nun verloren? Rettet
Keine Macht dich mehr für mich?
Molly, meine Molly! Kettet
Mich kein Segensspruch an dich?" usw. (64, 193 folg.)

Am Schluß des Gedichtes 183 redet der Dichter seinen Gesang an:

„Ah, nun bist du mir geboren,
Schön, ein geistiger Adon!" usw.

Kapitel IV.

Die Sprache.

A. Zur Flexionslehre.

1. Vokalismus: Bei ü hat häufig Entrundung zu i stattgefunden. Bürger braucht 8, 24 noch das alte, richtige Sprütze, das bei uns zu Spritze entrundet ist.

2. Auf dem Gebiete des Konsonantismus ist bei Bürger ein Schwanken zwischen d und t zu bemerken. Das ahd. d herrscht auch im nhd. allgemein. Aber in einigen süddeutschen Dialekten hat es eine Weiterverschiebung zu t erfahren. So finden wir unkorrekt im mhd. tâht und tiutsch aus ahd. diutisc. Während in der heutigen Schriftsprache sich ganz korrekt *d*eutsch und *D*ocht durchgesetzt hat, schwankt die Schreibweise noch im 18. Jahrhundert. In manchen Fällen schließt sich Bürger der t-Schreibung an, trotzdem sein heimatlicher Dialekt d hat, z. B. 183, 55 Tacht. 28, 9 und 76, 15 *t*eutsch. In späteren Jahren schreibt er aber korrekt d: 145, 6; 185, 38; 269, 1 und 20; 288, 3 und 4. Die Schreibung „teutsch" war im 18. Jahrhundert weit verbreitet. (vgl. „Prinzipien" 436). Andere Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch auf dem Gebiet des Konsonantismus: 10, 29 „genu*n*g". Wilmanns I S. 92 sagt: „Auffallend ist genung, das schon im mhd. neben genuog vorkommt und sich bis in die klassische Literaturepoche hält." 19, 67 „Ahndung" = Ahnung findet sich im 18. Jahrhundert ganz allgemein. 33, 12; 72, 2; 77, 53; 78, 22 fodern. Wilmanns (I, S. 96) schreibt: „Wandelbar wird, doch auch erst in späterer Zeit, in- und auslautendes r. Neben fordern zeigt sich schon im 14. Jahrhundert fodern hier und da; die späteren bis auf Goethe und Schiller brauchen fodern, Luther foddern und fodern." (vgl. „Prinzipien", S. 438). 64, 6 und 64, 206 Gewinst = Gewinn (im Reim auf beginnst).

3. Deklination. An einigen Stellen flektiert Bürger Substantive schwach, die heutzutage stark abgewandelt

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

werden z. B. 43, 2 „Froh und wach sind meine Sinn*en*." Auch Wolff, Haller, Goethe und Wieland bilden den sw. pl. Sinnen. 78, 33 Hunderttausend Schön*en*. 66, 31 drei Bräutigam*en*. 178, 2 „mehr als 100 Mond*en* lang." M. Heyne II, 858: Mond = Monat durch Formenmischung, in sw. Form bei Uz, Schiller, Freiligrath, in st. Form vereinzelt schon bei Luther, später oft. Einen st. pl., wo wir einen sw. pl. gebrauchen, verwendet Bürger in 4, 7: „Seht, wie seine Schläf*e* glühen!" Schlaf, pl. Schläfe; daraus entwickelt sich ein femininer sg. die Schläfe, dessen pl. die Schläfen lautet.

Einen pl. gebrauchte Bürger, wo bei uns der sg. üblich ist in Ged. 2, 19 „Die emporgesträubt*en* Mähn*en* fielen." M. Heyne II, 720: Die mhd. Singularform mane findet sich noch im ältern nhd. Die heutige Form ist aus dem pl. entwickelt. 27, 13 „schwelgend*en* Gewürm*en*"; dat. pl. M. Heyne, I, 1179: Gewürm, n., Menge von Würmern, als Sammelwort ohne pl. Vereinzelt findet sich der pl. „Die Gewürme". (U. a. bei Schiller, Wieland, i. d. Bibel).

Zur Deklination ist ferner noch zu bemerken: 4, 125 „Das Gesträuche" (reimt auf: verscheuche). 85, 9 „Der Regente" (reimt auf: könnte). 236, 6 Der Angel, masc., kommt auch bei Goethe vor.

4. K o n j u g a t i o n: In Ged. 72, 1 und 40 braucht Bürger einen alten imper. „bis". Wilmanns: (III, 1, S. 58) „bis begegnet neben dem imper. wis schon einmal im ahd.; öfter im mhd. und noch jetzt mundartlich. wis wird in Anlehnung an die 2. sg. ind. zu bis umgebildet sein."

Der mhd. Wechsel zwischen ou und ie (nhd. eu und ie) im Präsens der st. Verben der zweiten Klasse ist im nhd. ausgeglichen worden. Gottsched braucht noch eu, das in der poetischen Sprache des 18. Jahrhunderts häufig ist. Bürger hat an folgenden Stellen eu: 3, 9; 51, 14; 77, 51: fleuch. 47, 35: schleuß. 77, 24 und 38: gebeut. 24, 19: fleußt. 77, 9: durchfleußt.

B. Zur Wortlehre.

Bei der Betrachtung der einzelnen Bestandteile des Sprachstils haben wir die Pflicht, alle bemerkenswerten Erscheinungen des Wortschatzes zu interpretieren nach Maßgabe der sprachgeschichtlichen Gesichtspunkte. Aber auch die in der Stilistik so mannigfach zu verwendenden psychologischen und ästhetischen Gesichtspunkte können uns bei der Erklärung der einzelnen Bestandteile des Sprachstils von größtem Nutzen sein.

G.A. Bürger-Archiv

I. D i e s t i l i s t i s c h e n W e r t e d e s W o r t s c h a t z e s.

Wie viele Dichter neigt auch Bürger in seiner poetischen Sprache dazu, veraltete Wörter und Formen zu gebrauchen, die in einer früheren Periode unsrer Sprachgeschichte einmal lebendig gewesen, aber durch den unaufhörlichen Fluß der sprachlichen Entwicklung abgestorben oder im Aussterben begriffen sind. Zusammen mit den Dichtern des Göttinger Hains hat er das große Verdienst, das seit dem 16. Jahrhundert für den lebendigen Gebrauch ausgestorbene Wort „M i n n e" und einige mit Minne gebildete Komposita wieder zu neuem Leben in der Sprache erweckt zu haben. Auch hat er neue derartige Komposita gebildet. Im 17. Jahrhundert wurde das Wort „Minne", nachdem man damit begonnen hatte, sich mit den Sprach-Denkmälern unseres Mittelalters zu befassen, in gelehrten Kreisen wieder bekannt. Nachdem Bodmers „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts" 1748 und seine „Sammlung von Minnesängern aus dem schwäbischen Zeitpunkte" 1758 erschienen waren und den Göttinger Hain zur Nachbildung von Minneliedern angeregt hatten, erlangte das Wort Minne wieder Leben und häufige Verwendung (vgl. D. Wörterbuch 6. Bd. S. 2241—2242).

Bürger braucht es z. B. in dem Gedicht 21, 2 im Jahre 1772. Das mhd. Verbum m i n n e n erneuert Bürger in den Gedichten 20, 1 und 21, 11. Die schon im mhd. existierenden Komposita M i n n e s p i e l und m i n n i g l i c h braucht Bürger schon 1772 (Ged. 21, 35 und 21, 46), also ein Jahr vor Hölty, der sie 1773 anwandte und im D. W. 6 Bd. 2245 an erster Stelle angeführt wird. Mit dem von Möser in den „Patriotischen Phantasien" verwendeten Wort „M i n n e l i e d" überschrieben Bürger (Ged. 20, 21, 23) und Hölty 1772 einige ihrer Gedichte; in demselben Jahre brauchen beide die Verkleinerung Minneliedchen (Bürger in dem Gedicht 21, 53). In Ged. 31, 6 bildet Bürger das Kompositum M i n n e s o l d, 1773.

Auch mhd. t r û t und Ableitungen davon kommen seit dem 18. Jahrhundert wieder dichterisch in gewählter Sprache, so auch vielfach in Bürgers Lyrik vor (vgl. M. Heyne, III, 1024). Z. B. 37, 7 traut; 37, 138 die Traute; 47, 30 Trautchen; 60, 1 Trautel; 95, 72 mein Trauter. Im Sinne von Grazie, anmutsreicher Person, wird in Gedicht 85, 7 die Holde und 64, 255 und 265 Huldin gebraucht (vgl. D. W. 4, II; 1737 und 1893).

G.A. Bürger-Archiv

Oft begegnen uns in Bürgers Lyrik einfache Wörter, wo wir jetzt Komposita gebrauchen, z. B. bei folgenden Verben: 8, 28 lüsten = desiderare, verlangen wird zuerst nd. mit persönlichem Dativ gebraucht, dann von Klopstock in Nachahmung älterer Sprechweise (vgl. D. W. VI, 1330). Bürger verwendet lüsten mit persönlichem dat.: „Und was dir lüsten kann." 10, 42 mehren = mehr machen, erhöhen, vermehren. 36, 43 neiden = beneiden. 37, 28 „Euterpe neidet sie (= eam) im Sange." Nach dem heutigen Sprachgebrauch ist „neiden" gewählter als das synonyme „beneiden"; außer in der Dichtkunst ist „neiden" von „beneiden" größtenteils verdrängt (D. W. VII, S. 556).

Auch bei Adjektiven und Adverbien finden wir die Erscheinung, daß Bürger das einfache Wort setzt, wo wir ein Kompositum gebrauchen: 71, 10 sonder = besonder, vor andern bemerkenswert. Das Wort ist auch bei Hölty, Miller, Stolberg, Uhland, Keller, Mörike anzutreffen (vgl. D. W. X, 1, 1572—1573). 102, 15 und 22 wird heim = daheim adverbial gebraucht. In der älteren Sprache brauchte man den dat. heime, für den dann heim eintritt. In neueren Quellen steht für dies heim gewöhnlich daheim. (vgl. D. W. 4, II, S. 856).

Außer den soeben erwähnten A r c h a i s m e n kommen noch die folgenden vor: 1, 46; 10, 25; 12, 35 schier=bald, beinahe; jetzt noch mehr als früher mit altertümelndem, mundartlichem Klang (M. Heyne III, 329). 7, 19 weiland = vormals, vor Zeiten. Dieses Wort ist nur noch außerhalb der gewöhnlichen Rede anzutreffen (M. Heyne, III, 1352). 24, 17 Gift. Im got., ahd., mhd. ist das Simplex gifts, gift ganz allgemein. Bürger schreibt am 13. September 1772 an Boie (Briefe I, 68): „Gift ist ein foemininum und in der Redensart, Gift und Gabe noch bekannt genug."

31, 20 Genieß = Genuß der Liebe, der Lust im Reime auf Paradies. Genieß kommt im 18. Jahrhundert nur noch sehr vereinzelt vor. (D. W. 4, Ib, S. 3453). 41, 7 dahlen = spielen, reden und tun wie kleine Kinder (D. W. II, 696). 51, 23 lecken = mit den Füßen ausschlagen, springen. Das Wort ist auf das md. Sprachgebiet eingeschränkt und seit dem 18. Jahrhundert ganz veraltet (D. W. 6, 480).

61, 2 und 6 meinen in der Bedeutung: lieben. Zuerst im Tristan, Maßmann 29, 33, Marold: 1111. Die Beispiele für diese Bedeutung in Prosa verschwinden nach dem 17. Jahrhundert, in der Poesie lebt diese Bedeutung, wenn

G.A. Bürger-Archiv

auch nach und nach seltener verwendet und in altertümlichen Klang gekommen, bis auf unsere Zeit. (D. W. 6, 1930—1931). 64, 275 letzen = erquicken, erfrischen (M. Heyne II, 633). 73, 30 die Wampe = Bauch, Wanst (M. Heyne, III, 1329). 76, 5 bittlich = suppliciter; auch bei Opitz anzutreffen (D. W. 2, 57). 76, 59 und 60; 95, 4; 108, 14 kosen = vertraulich plaudern. Die allgemeine Bedeutung ist im nhd. anfangs noch: reden, plaudern, schwätzen, besonders im vertraulichen Zwiegespräch. Doch schon seit dem 15. Jahrhundert wird kosen im Sinne von liebkosen, streicheln gebraucht (D. W. 5, 1843—1845). 215, 1 „zu meiner Ehre Frommen." Frommen, m. = Nutzen, Vorteil. mhd. vrume, vrome, auch älter nhd. der Frommen (M. Heyne, I, 986). Später gewöhnlich nur noch in festen Verbindungen: „zu Nutz und Frommen". 269, 18 bekleiben. mhd. beklîben = haften, wurzeln. Dieses Wort kommt in der älteren Sprache häufiger vor und wird von Dichtern hie und da noch heute gebraucht (M. Heyne, I, 344). Während der Gebrauch von Archaismen bei den Dichtern im allgemeinen oft zu beobachten ist, ziehen sie dagegen viel seltener neues Leben aus ihrem heimatlichen D i a l e k t und aus der U m g a n g s s p r a c h e. Bürger schreibt in der „Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte" (s. W. III, S. 203) von seinem Bestreben

„nach Wahrheit, Natur, und Einfalt der Empfindungen, nach dem eigenthümlichsten und treffendsten, nicht eben aus der todten Schrift-, sondern mitten aus der lebendigsten Mundsprache aufgegriffenen Ausdruck derselben. . . ."

Er hat also den Wunsch neues, frisches Leben aus der Umgangssprache zu ziehen. Die lebendige Volkssprache bewahrt oft köstliches Gut, das dann aus den Dialekten der Gesamtsprache zugeführt werden kann. Aus dem niederdeutschen (nd.) Dialekt hat Bürger in seine dichterische Sprache eine ganze Anzahl von Wörtern übertragen; in den lyrischen Gedichten sind vor allen die folgenden zu erwähnen: 17, 69 schnacken, nd. snacken = sprechen, reden, schwätzen. 73, 32 schlampampen = schmausen, schlemmen, reichlich Essen und Trinken genießen; zu schlamp (= Gelage) mit Benutzung eines mundartlichen bampen, pampen (= sich den Mund vollstopfen) gebildetes Verbum. Es ist nd. und hd. seit dem 16. Jahrhundert bezeugt (M. Heyne, III, 368).

73, 28 Sternenkamp. Kamp = eingefriedigtes Stück Feld, dann Feld ist ein nd. Wort.

G.A. Bürger-Archiv

93, 12 wählich, wählig ist nd. Ursprungs und bedeutet kräftig, ausgelassen, übermütig, üppig. 102, 27 „Der Ofen ist gluh" und 122, 23 „Die gluhen Augen." Das Adjektiv glüh und gluh ist von nd. und md. Heimat; es bedeutet glänzend, leuchtend. (M. Heyne, I, 1212). 125a, 10 verklommt = vor Kälte erstarrt kommt in der Schriftsprache nur bei Bürger vor; selten ist das Verbum verklommen = erstarren in der Schriftsprache (vgl. D. W. 12, 667).

Außer den dialektischen Wörtern finden wir in Bürgers Poesie wie bei den meisten Stürmern und Drängern und bei den modernen Naturalisten viele Ausdrücke aus der Umgangssprache. Bürger artet jedoch in diesem Naturalismus in mancher Beziehung aus. Dies ist besonders von den polemischen, satirischen und einigen scherzhaften Gedichten zu sagen. So kommen z. B. folgende niedere Ausdrücke vor in dem Gedicht:

63b: jammerschade (4), Plackerei (5), Reimerei (7), mästen (17), Schlapperbauch (20), Bonzenheer (25), schnappen (39), Katzendreck (41), Jammerleben (62). — Ged. 116: fressen (12), verdammt (13), Pracherin = Bettlerin (17), Siebensachen (18), Reimerei (21), am Rande (24), Maul (48).

Aehnliches findet sich in den Gedichten 103, 122, 214, 237, 240, 250, 267. Mit diesen niederen Ausdrücken widerspricht Bürger oft der Norm der Abtönung; wir müssen es mit Schiller beklagen, daß Bürger sich mit dem Volke vermischt, zu dem er sich nur herablassen sollte, und daß es ihm oft gefällt, sich ihm gleich zu machen, anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen (vgl. Schiller, Bd. 16, S. 233). Aber auch in den eigentlich lyrischen Gedichten haben wir im zweiten Kapitel manchen niedrigen Ausdruck tadeln müssen, der den gehobenen Eindruck gewaltsam zerstörte und durch seinen vulgären Beigeschmack verletzte. Ausdrücke der Umgangssprache finden sich z. B. in den Gedichten:

6, 19 „Und kräht, vergnügt in seinem Gott."
17, 25 quackeln = schwanken, wanken, nicht wissen, was man eigentlich will.
30, 35 sich baxen = boxen.
37, 118 hinleiern = hinhalten.
64, 57 „Rümpften tausend auch die Nasen."
64, 59 jem. rasen machen.
76, 56 Nachtkumpan.
76, 84 Hechelträger.
86, 27 anschnarchen = anschnauben, ausschelten.
163, 15 von hinnen trollen; trollen bedeutet mit plumpen Schritten gehen und ist ein Wort der niedern Rede (M. Heyne, III, 1052).

G.A. Bürger-Archiv

Die volkstümliche, derbe Ausdrucksweise Bürgers paßt ausgezeichnet für seine Zechlieder im urwüchsigen, kräftigen Ton; hierdurch charakterisiert er ganz vortrefflich und erhöht die Anschaulichkeit und Sinnlichkeit seiner Sprache in vielen Fällen bedeutend. In Ged. 73 verwendet er mit großem Geschick die folgenden Wörter:

schlampampen (32), Angst und Klemme (20), aufdunsten (29), Harfenstümper (34), Geklimper (38), Stümper (40), weidlich vollschlingen (44).

Die Lutherische Bibelübersetzung und die andern Schriften des großen Reformators haben auf die deutsche Literatur auch in sprachlicher Beziehung den denkbar größten Einfluß ausgeübt. Die Briefe Bürgers z. B. sind voll von Wendungen und Worten aus der Lutherbibel. Schon in frühester Jugend ist unser Dichter mit Bibel und Gesangbuch bekannt geworden; sie weckten seine dichterische Anlage; er blieb mit ihnen vertraut und hielt ohne Mühe ihren Wortlaut fest. Auch für seine Lyrik kommt dieser Einfluß in Betracht; hier möge nur auf folgende Wörter und Wendungen hingewiesen sein: Ged. 24, 2—4 und 63—64:

„Dein Name sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit!"
„Wer zählt die Gaben alle? Wer?
Zählt jemand auch den Kies am Meer?
Wer ist, der an dem Firmament
Die Summe der Gestirne nennt?" (24, 29—32)
„Ruhe, süße Ruhe schwebe
Friedlich über dieser Gruft!
Bis der himmlische Belohner,
Ihren ehrlichen Bewohner
Seine Krone zu empfangen, ruft." (28, 21—25)
„Drum Lieb' ist wohl wie Wind im Meer;
Sein Sausen ihr wohl hört,
Allein ihr wisset nicht, woher
Er kömmt, wohin er fährt." (57, 45—48)
„Widersacher." (65, 28)
„Sing' und red' ich wundersam
Gar in fremden Zungen." (73, 47—48)
„... ein Scheuel und Greuel." (95, 60)

Scheuel ist der Gegenstand der Scheu. In der Verbindung „Scheuel und Greuel" kommt das Wort im Hesekiel 11, 18 vor (M. Heyne, III, 315).

„Du bist Geist von meinem Geist." (147, 17)

Oft gebraucht Bürger in seiner Lyrik die Fremdwörter. Wenn uns diese schon in der Prosa hie und

G.A. Bürger-Archiv

da entbehrlich zu sein scheinen, so stören sie den Eindruck der Poesie auf uns häufig ganz erheblich. Manchmal scheint Bürger auch ein Fremdwort aus Reimnot gewählt zu haben. Doch eine ganze Anzahl von Fremdwörtern sind auch bei den anderen Dichtern des Jahrhunderts zu finden und ganz gebräuchlich, z. B. Diadem, Elixir, Genius, Mäander, Philomele, Poet, Scene, Spezerei, Talisman.

Stellen mit Fremdwörtern: 17, 71; 75. 18, 78; 113—114. 24, 42. 37, 17. 61, 57. 64, 76; 114; 115; 120. 145, *1.* 161, 33. 164, 2. 183, 11; 346; 420. 185 13: 22. 195, 4; 8. 209, 10; 27.

Absichtlich gehäuft werden die Fremdwörter in einigen satirischen und polemischen Gedichten, in denen auch schon viele dialektische Ausdrücke und solche der Umgangssprache vorkommen; vgl. Ged. 63b; 116; 162; 163; 250. Ein solches Häufen fremdsprachlicher Ausdrücke ist barbarisch (R. M. Meyer, S. 19), und diese einer konventionellen Kulturschicht angehörigen Gedichte, deren Form der Norm des volkstümlichen und nationalen Gehaltes gar nicht entspricht, denen inhaltlich oft die nötige Abtönung fehlt, haben selbstverständlich keinen ästhetischen Wert.

II. Zusammensetzung und Ableitung.

Jeder Große in der Literatur hinterläßt neues Sprachgut, das von anderen später wiederum benutzt wird. Das häufigste Mittel zur Neubildung von Wörtern ist die Zusammensetzung und Ableitung. Die Wortkomposition ist nach Wilhelm Wundt (Völkerpsychologie, Bd. 1, 1. Abt., S. 642 folg.) kein logischer oder grammatischer Akt, sondern vielmehr ein psychologischer. Sie entspringt aus Motiven, die der Zusammenhang der Rede mit sich führt. „Aus der äußeren Berührung kann jedoch eine engere Verbindung nur dann hervorgehen, wenn zugleich eine innere Affinität die Wörter zusammenführt. Dennoch kreuzen sich bei der Bildung eines Kompositums ein analytischer und ein synthetischer Vorgang. Analytisch entsteht ein zusammengesetztes Wort, indem es als syntaktisches Gefüge aus dem Ganzen eines Satzes sich aussondert. Synthetisch bildet es sich, indem seine Bestandteile eine festere Verbindung miteinander eingehen und dadurch von den übrigen Wörtern des Satzes als ein neues Wortganzes sich scheiden." (W. Wundt, 1. Bd., 1. Abt., S. 642—643). Wundt unterscheidet drei Typen der

G.A. Bürger-Archiv

Zusammensetzung: 1. Komposition durch associative Kontaktwirkung, 2. Komposition durch associative Nahewirkung, 3. Komposition durch associative Fernewirkung. Beim ersten Typus überwiegt der analytische Prozeß, beim zweiten überwiegt der synthetische Teil des Aktes weit über den analytischen, beim dritten Typus ist der synthetische Teil noch stärker.

Wir erhalten durch diese psychologischen Unterscheidungen 3 Arten von Kompositis: 1. Berührungs-, 2. Wahrnehmung-, 3. Erinnerungs-Komposita. Eine vierte Art, die Partikelkomposita, sind noch zu beachten. Der analytische Prozeß fällt hier ganz weg; vielmehr haben wir es mit einem synthetischen Kompositionsakt zu tun.

1. Berührungskomposita.

Bei ihnen sind sowohl die Teilbegriffe selbst, wie die Beziehungen, in denen sie stehen, in einer Form ausgedrückt, in der sie schon vor ihrer Verbindung zum Kompositum in einem Satze vorkommen können (vgl. Wundt, S. 649). Solche von Bürger in seinen lyrischen Gedichten verwendeten Komposita sind:

196, 47 Bärtlerzunft. 31, 18 Freudensold. 166, 29 Herzenswiderklang. 63b, 81 Kriddlermordgeschrei. 64, 95 Liebeflehen. 183, 114 Mannsgestalt. 86, 3 Menschengesichter. 31, 6 Minnesold. 183, 209 Wonneleben. 183, 49 Wonneland. 178, 1 Wonnelohn. 177, 13 Wonneschoß. 179, 4 Wonnesitz. 72, 19 dünnebuscht. 66, 76 eiteltönend. 163, 3 u. 4 herzbrechend. 57, 33 hochgelahrt. 5, 3 liebetraulich. 232, 4 rundumbuscht. 225, 21 trostbegehrend. 214, 17 übelgesittet. 22, 56 zartbesproßt. 24, 51 himmelan, höllenab. 1,23 lobtönen. 194, 34 schreckweissagen. 21, 60 anwehen. 37, 118 hinleiern. 178, 4 nachringen.

Gehen aber gewisse Wortelemente bei der Komposition verloren, oder finden Umstellungen der Worte statt, so sind dies Erscheinungen, die auf hinzutretende synthetische Vorgänge hinweisen (Wundt S. 649). Der synthetische Prozeß überwiegt bei den Wahrnehmungs- und Erinnerungs-Kompositis.

2. Wahrnehmungskomposita.

Diese Art der Komposition enthält zwei Vorstellungen, die der Wahrnehmung des Gegenstandes oder der Handlung gleichzeitig angehören. Z. B.:

31, 29 Balsamstaude. 15, 3 Bettmagd. 59, 11 Eppichranke. 4, 133 Feierhain. 238, 7 Feld- und Waldbeschwer. 47, 6 Guckäugelein.

G.A. Bürger-Archiv

95, 2 Hagebuttdorn. 63b, 28 Kirchturmknopf. 16, 4 Kußverächterin. 183, 411 Meistersiegel. 185, 40 Poltertritt. 250, 180 Regelbude. 19, 85 Regenbogendünste. 59, 23 Schilfgetön. 76, 4 Sterngewimmel. 185, 25 Strotzerhaupt. 116, 54 Geburtstagskarmen. 55, 10 Heilungslabsal. 61, 1 Liebespracht. 220, 22 Sehnsuchtspein. 64, 240 Vertilgungsmeer. 209, b, 1 Myrtenhecke. 183, 80 Philomelenton. 186, 3 Purpurnelkenkranz.

3. Erinnerungskomposita.

Bei ihnen ist der synthetische Prozeß am stärksten; ein Glied wird aus dem unmittelbar gegenwärtigen Vorstellungskomplex genommen, das andere aus der Erinnerung, aus weiter Ferne. Sehr häufig haben wir hier metaphorische Ausdrücke, die aber oft auch abgeblaßt sein können; z. B.:

„37, 141 blitzgeschwind. 6, 26 federleicht. 4, 149 flügelschnell. 15, 2 rosenblüten. 160, 5 Aethermantel. 61, 9 Harmonieenbande. 22, 8 Honigrede. 36, 56 Honigwörtchen. 214, 4 Liliensilber. 116, 7 Machebrünnlein. 183, 71 Paradiesgefild. 214, 26 Wolkenperück.

4. Partikelkomposita.

Die Partikeln be, ent, er, ge, ver, zer haben kein selbständiges Leben mehr in der Sprache, sie sind in Zusammensetzungen untrennbar und kommen allein nicht vor. Vorwiegend werden die unselbständigen Partikeln mit erloschenem Eigenleben in der Verbalkomposition verwendet:

„ein wohlersungnes Lorbeerreis." (174, 10)
„Eilt, den Thron ihr zu erheben!" (4, 73)
„entschallen." (196, 2)
„gesegnen." (86, 17)

Bürger ist auf dem Gebiete der Partikelkomposition kaum schöpferisch tätig gewesen.

Ein anderes wichtiges Mittel zur Wortbildung ist die Wortableitung. Oft ist diese Neubildung von Wörtern unnötig, weil die Sprache schon ein gutes, passendes Wort besitzt. So ist z. B. 23, 2 ablauben = entlauben überflüssig. Auch braucht Bürger die folgenden, im 18. Jahrhundert schon veralteten Wortableitungen:

57, 4 klärlich = klar, offenbar, unzweideutig (D. W. 5, S. 1004-5). 250, 57 spöttiglich = spöttisch; ist von spöttig abgeleitet und lautet mhd. spotteclîche oder spotteclîchen. Es wird noch von J. Ayrer und Wieland gebraucht. (D. W. 10, I; S. 2705). 250, 51 ängstiglich, von ängstig abgeleitet. (D. W. 1, S. 362).

G.A. Bürger-Archiv

Viele Ableitungswörter haben sich sekundär entwickelt, indem Suffixe an die Nomina gehängt werden; oft zeigen diese neuen Wörter wenig Lebendiges; z. B.:

106, 2 beverseln. 196, 28 berußen und bebarten. 147, 24 ernsten (analog nach scherzen gebildet). 147, 24 „ernsten oder scherzen".

Die Ableitungen schließen sich meistens an ein typisches Muster an: Ableitungen mit chen:

8, 2 Müschchen, Diminutivum zu (mouche) Musche. 17, 29 mein Stümmchen = stummer Verehrer. Abl. -er: der Regler (250, 182) von Regel. Von Regler das fem. die Reglerin. 161, 21 Pracherin = Bettlerin. 59, 7 Adonide; eine weibl. Bildung zu Adonis.

Auch Ableitungen von Adjektiven sind recht häufig: von traut: 60, 1 Trautel. 47, 30 Trautchen. Von hold: 64, 255 und 265 die Huldin und die Holdin.

Doch nicht alle hier erwähnten Wortkompositionen und Ableitungen sind von Bürger neu geprägt worden. So sind z. B. Zusammensetzungen mit Wonne bei den Dichtern des Göttinger Hains sehr beliebt (vgl. S. 99). Hölty hat: Wonneblick, Wonneklang, Wonnetränen, Wonnetraum. Fr. L. Stolberg hat: Wonnebecher, Wonnegesang.

III. Bedeutungswandel.

Das innere Wesen der Wörter ist einem stetigen Wandel unterworfen, indem alte Begriffselemente absterben und dadurch eine Verengerung des Wortsinns bewirkt wird oder neue Begriffselemente hinzutreten und den Sinn des Wortes erweitern.

Die Verengung und Erweiterung können auch vereint sein.

Bürger braucht folgende Abstrakta — wie es im 18. Jahrhundert allgemein üblich war — in einem andern Sinn, als sie heutzutage angewendet werden.

37, 2 Wollust ohne üble Bedeutung in einem weiteren Sinne = Wonne. 37, 85 Wollustfülle. 24, 43 „Des Sommers wollustvolle Luft" = wonnevolle Luft.

„Hätt' ich nicht den Mut der Taube,
Nicht des frommen Lämmchens Sinn . . ." (16, 1—2)
„Ihr treuen Mut
Und Reiz gewähre." (18, 125—126)

M. Heyne (III, 895): Mut = Inneres des Menschen, Stimmung, Beherztheit. Jetzt brauchen wir das Wort im

G.A. Bürger-Archiv

Sinne von Beherztheit. Bürger dagegen steht der weiteren mhd. Bedeutung von Mut = seelisches Leben, Sinn noch näher. Schon bei den archaischen Wörtern sahen wir, daß Bürger oft eine ältere, absterbende Bedeutung mit einem Worte verbindet, so braucht er 76, 59 und 60; 95, 4 kosen im Sinne von vertraulich plaudern, schwätzen, besonders im vertraulichen Zwiegespräch. 61, 2 meinen = lieben. 173, 8 und 177, 7 frönen = dem Herrn dienen, noch im alten guten Sinn gebraucht. Heutzutage hat sich die Bedeutung des Wortes verengt, frönen wird von hartem, unerlaubtem Dienst in übler Bedeutung gebraucht.

Auch an andern Stellen weicht der Sprachgebrauch Bürgers von unserm heutigen ab; z. B.:

„Welche Fintchen machten sie nicht, sich mit den Zofen der Hausehren begeben zu dürfen!" (15, 6—7)

M. Heyne (I, 313): begeben = verstärktes geben, hingeben.

„Leicht genügen sich die Sinnen
An der Schönheit Tüncherei." (19, 77—78)

genügen = zufrieden stellen (M. Heyne I, 1107). —

„Allein der Dieb läßt sich betreten." (37, 122)

einen betreten = ihn antreffen, erwischen (M. Heyne I, 404). 65, 4 „lose Knappen". Lose = locker, leichtsinnig ist eine Nebenform zu „los", die sich aus der mhd. Adverbialform „lôse" nach und nach entwickelt und in besonderem, von los verschiedenem Sinn ausbildet. Im 17. Jahrhundert trennt sich lose von los der Form nach vollständig (M. Heyne). 95, 20 wallen = heftig bewegt sein, stark wogen (M. Heyne, III, 1327). 95, 47 verschaffen = wo anders hinschaffen, in einen andern Zustand schaffen, umgestalten, mit dem Beisinn des Ueblen. (M. Heyne, III, 1237).

IV. Wortkategorien.

Im Bewußtsein des Menschen war ursprüngich der Satz als Ganzes vorhanden; erst allmählich hat sich eine Scheidung der Redeteile vollzogen. Die Logik unterscheidet vier Klassen von Begriffen: 1. Gegenstands-, 2. Eigenschafts-, 3. Geschehens- und Zustands-, 4. Beziehungsbegriffe. Oft gehen einzelne Begriffe in eine andere Klasse über. Im Laufe der Sprachentwicklung sind zahlreiche Infinitive zu Substantiven geworden, also aus der dritten in die erste Klasse übergetreten; bei Bürger finden sich folgende

Beispiele, die jedoch meistens auch bei anderen Dichtern gebräuchlich sind:

102, 10 das Bohren; 206, 6 das Girren; 163, 25 das Lachen; 86, 28 das Schelten; 21, 13 das Schmeicheln; 86, 28 das Schnarchen; 186, 34 das Verschulden; 17, 23 das Wackeln; 163, 23 das Weinen.

Dieser Uebergang der Geschehens- und Zustandsbegriffe in die Klasse der Gegenstandsbegriffe ist wohl logisch wertvoll; da aber diese neuen Gegenstandsbegriffe das Konkrete, Sinnliche vermissen lassen, ist auch der mit ihnen verbundene Gefühlswert kleiner; sie sind daher poetisch weniger wertvoll.

Ebenso häufig ist die Substantivierung von Adjektiven und Partizipien, z. B.:

183, 244 „Das Geistig-Schöne, Gute, Wahre." 161, 18 „Die Sonnen Wahr und Gut und Schön." 105, 7 „Holdes"; 105, 8 „Liebes". 125a, 20; 132, 21 „Der Hoffnungslose". 183, 1 „Die Auserwählte"; 183, 3 „Der Neubeseelte"; 183, 4 „Die Anvermählte."

C. Zur Satzlehre.

I. Die Satzarten.

Die Grammatik unterscheidet folgende drei Hauptarten von Sätzen: 1. Ausrufungs-, 2. Frage-, 3. Aussagesätze. Diese verschiedenen Satzarten haben auch ganz verschiedene stilistische Werte: Während in poetischen Werken, in denen das erzählende, beschreibende oder reflektierende Element vorwaltet, die Aussagesätze überwiegen und einen ruhigen Stil bewirken, drängt das Lyrische zur Wahl einer affektvollen Sprache. Der Gedankenabfluß ist erregt. Daher treten die ruhigen Aussagesätze zurück; die Ausrufungssätze, die Ausdrücke der Affekte in sprachlicher Form sind, treten in den Vordergrund.

1. Ausrufungssätze.

In unserer Charakteristik Bürgers haben wir schon im ersten Kapitel seine Neigung zu Affekten erkannt (vgl. S. 11—12) und diese Eigenschaft im Stile bestätigt gefunden bei den subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen (vgl. S. 81—90). Auch hier in der Satzlehre, bei dem überaus häufigen Vorkommen von Ausrufungssätzen, tritt das Affektische in Bürgers Stil klar zu Tage. Eine außerordentlich große Zahl seiner lyrischen Gedichte beginnt mit einer Gefühlsäußerung oder einem Wunsch- und Befehlssatz, nämlich

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

die folgenden Gedichte: 1 2 4 5 6 7 13 18 20 24 25 28 30 31 36 37 42 43 46 47 48 51 55 61 63b 65 66 72 73 76 78 93 102 105 109 110 122 129 145 147 160 161 162 163 178 179 183 194 195 205 215 231 253 260. Das sind 54 Gedichte von 289 im ganzen; in diese sind jedoch außer den lyrischen Gedichten noch die Balladen und eine Unmenge kleinerer, satirisch-polemischer Gedichte eingerechnet.

Die Ausrufungssätze lassen sich nach ihrem psychischen Inhalt in zwei Unterarten scheiden: in die Gefühls- und Wunschsätze.

a) Die Gefühlssätze

sind solche Sätze, „die irgendeiner Gemütsstimmung Ausdruck verleihen, ohne daß sich damit aber eine Willensregung verbindet." (Wundt, Bd. I, Abt. 2, S. 256). Sie sind nicht ganz so häufig in Bürgers Lyrik anzutreffen wie die Wunschsätze. Bei ihnen fehlt häufig die Kopula oder das Verbum:

„Du mein Heil, mein Leben, meine Seele!" (205, 1)
„O der Wahrheit! O der Güte,
Rein wie Perlen, echt wie Gold!
O der Sittenanmut!" (183, 261—263)
„O des Wahns von allzu kurzer Frist!" (173, 12)
„O Liebe, Liebe, welche Gnade!" (37, 74)
„Welch ein Gefilde!" (18, 7) „O Seligkeit!" (18, 121)

Ferner: 37,33. 77, 43—44. 95, 9. 175, 5. 181, 5—6. 76, 1. Doch auch vollständige Gefühlssätze sind oft anzutreffen:

„Wie selig, wer sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann!" (6, 1—2)
„O wie schön ist, die ich minne,
O wie schön an Seel' und Leib!" (20, 1—2)
„Mit welcher Wollustfülle schwellt
Mein Herz der Zauber ihrer Kehle!" (37, 85—86)
„Wie mir das Blut zu Herzen stürzt!" (37, 77)
„Eia! wie so wach und froh,
Froh und wach sind meine Sinnen!" (43, 1—2)
„O was in tausend Liebespracht
Das Mädel, das ich meine, lacht!" (61, 1—2)
„O, wie so schön dahingegossen
Umleuchtet sie des Mondes Licht!" (59, 25—26)

Ferner: 15, 6—8. 18, 1—2, 7. 24, 35—36. 31, 2. 36, 1—2. 37, 131. 43, 9, 11—12. 55, 1—2, 13—14. 62, 49—50. 64, 60, 89—96, 97—100. 194, 1—2

Noch häufiger als die Gefühlsäußerungen sind in Bürgers Lyrik

b) die Befehls- und Wunschsätze,

die allerdings zugleich auch immer Gefühlsausdrücke sind; „nur ist bei ihnen der Gefühlsverlauf in einen Willensvorgang übergegangen." (Wundt, Bd. I, 1. Abt., S. 256).

Manchmal finden wir unvollständige Sätze; das einfache Verbum oder Satzäquivalente treten ein:

„Schauet!" (4, 33)
„Auf, Maienlüftchen, aus den Blumenbeeten!" (5, 1)
„Hört, Enkel, hört unglaubliches Bemühn!" (162, 1)

Außerordentlich groß ist die Zahl der vollständigen Aufforderungs- und Wunschsätze, die fast in jedem Gedicht zu finden sind:

„Seht, wie seine Schläfe glühen!" (4, 7)
„Auf! Laßt uns ihn für den Apoll
Zum Dichtergott erbitten!" (12, 21—22)
„Allgütiger, mein Preisgesang
Frohlocke dir äonenlang!
Dein Name sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit." (24, 1—4)
„Nun sei, o Gott, dem Armen gnädig!
Laß aller Schuld ihn los und ledig!
Laß nie in andern Flammen ihn,
Als denen für sein Mädchen glühn." (125a, 33—36)
„Merkt auf! Sie haben's vernommen,
Die schützenden Geister! Sie kommen!
Sie führen den glänzenden Bräutigam an!" (160, 146—148)
„Schmach euch, die ihr den Feldherrn hin,
Hin den Gefangnen würgt!" (237, 15—16)

Und noch viele andere Stellen, z. B.: 1, 1—5; 2, 36—37; 4, 1—4; 58; 59—60; 73—80: 112—114; 125—128; 130, 131—136; 161—164; 233—234; 7, 1—2; 11, 33—34; 18; 121—123; 19, 1—4; 49; 22, 9—10; 15—16; 27, 48; 28, 1—2; 36, 1; 103—104; 46, 1—2; 47, 1—3; 51, 1—5; 54, 5; 59, 9—10; 61, 55—56; 63b, 29; 64, 241—242; 65, 1—2; 11; 72, 1; 73, 1—2; 7—8; 78, 1—6; 93, 1—3; 5—8; 10; 95, 77; 102, 1, 5—6; 25; 105, 1—4; 122, 15—16; 129, 1—4; 145, 3—4; 160, 71—73; 115—116; 171, 12; 183, 21—30; 151—158; 161—168; 201—210; 361—367; 220, 39—40.

2. Die Fragesätze

erhöhen ebenfalls das Affektvolle des Sprachstils in Bürgers Lyrik. Folgende lyrischen Gedichte beginnen mit einem Fragesatz: 8 32 50 52 64 79 89 94 96 108 175 184 186 198

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

204 207 209b 210 213 266 und 269, das sind 21 Gedichte. „Auch der Fragesatz scheidet sich nach seiner psychologischen Natur in zwei Formen: Die eine enthält den Inhalt einer möglichen, jedoch vorläufig noch bezweifelten Aussage, nur in einer andern Form, welche diese Aussage zur Frage umwandelt. Einen Fragesatz dieser Art kann man nach dem psych. Zustand, den er voraussetzt, eine

a) Zweifelsfrage

nennen. Sie erwartet ja oder nein als Antwort." (Wundt I, 2, S. 261). Solche Zweifelsfragen sind z. B.:

„Freund Amor, kannst du machen
Für einen hübschen Kuß,
Daß mir Agneschen lachen
Aus frommen Augen muß?" (8, 1—4)
„Hört ihr? Singen ihr nicht alle
Fluren, alle Wälder Dank? " (4, 235—236)
„Soll ich nicht eilen,
Die Lust zu teilen?" (18, 84—85)
„Sagt, Freunde, schlendert nicht ein solches Leben
Gar artig und gemächlich seinen Gang?" (38, 21—22)
„Darf ich noch ein Wörtchen lallen?
Darf vor deinem Angesicht
Eine Thräne mir entfallen?" (64, 1—3)
„Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?
Nein!" (64, 41—43)
„Doch trifft denn stets des Feindes Blei?
Verletzt denn stets sein Schwert?" (238, 36—37)

Ferner: 43, 9—10. 64, 9—12, 133—134, 171—172, 193—196, 199—200, 209—210. 183, 91—100; 111—119. 186, 1—8. 209b, 5—7.

Die zweite Art des Fragesatzes ist auf einen Inhalt gerichtet, der dem Fragenden selbst unbekannt ist und den daher die Frage von der Antwort erwartet. Diese Art von Frage können wir

b) Tatsachenfrage

nennen. Sie setzt bestimmte Tatsachen als gegeben voraus. „Die Antwort auf die Tatsachenfrage besteht daher nicht in ja oder nein, sondern in einer vollständigen, aber von der Frage abhängigen und diese Abhängigkeit in der Regel in der unvollständigen Form verratenden Aussage." (Wundt I, 2, S. 261). In Bürgers Lyrik finden sich z. B. folgende Tatsachenfragen:

G.A. Bürger-Archiv

„Wann? o wann ist auch mir erlaubt,
Daß ich zu dir mich füge?
Daß ich in süße Ruh' mein Haupt
Auf deinem Busen wiege?
O Priesterhand, wann führest du
Mich meinem liebsten Liebchen zu?" (47, 19—24)
„Herr, mein Gott, wie soll es werden?" (64, 169)
(und 209b, 1—2)

Sehr häufig ist die

c) rhetorische Frage

in Bürgers Lyrik anzutreffen. Dem Dichter ist die Antwort auf seine Fragen wohl bekannt und häufig gibt er sie selbst; z. B. 61, 6—12:

„Wer hat wie Paradieseswelt
Des Mädels blaues Aug' erhellt?"
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der's Firmament erleuchten kann;
Der hat wie Paradieseswelt
Des Mädels blaues Aug' erhellt."

Aehnlich gebaut sind die übrigen rhetorischen Fragen im Gedicht 61: 13—14, 19—20, 25—26, 31—32, 37—38, 43—44, 49—50, 61—62. Andere rhetor. Fragen:

„Wer bist du, Fürst? daß über mich
Herrollen frei dein Wagenrad,
Dein Roß mich stampfen darf?
Wer bist du, Fürst?" usw. (50, 1—9)
„Was dränget ihr euch um die Kranken herum
Und scheltet und schnarchet sie an?" (86, 26—27)
„Wer, Geist der Wahrheit, sag' es an,
Wer ist, wer ist ein großer Mann?" (94, 1—2)
„Für wen, du gutes deutsches Volk,
Behängt man dich mit Waffen?
Für wen läßt du von Weib und Kind
Und Herd hinweg dich raffen?
Für Fürsten- und für Adelsbrut
Und fürs Geschmeiß der Pfaffen." (269, 1—6)

Ferner: 23, 13—14, 30, 36. 66, 15—17. 183, 181—185.

In einigen Gedichten reiht Bürger ungestüm eine Frage an die andre an, ohne eine Antwort zu geben oder zu erwarten. Sie ist ihm selbstverständlich, z. B. 66, 49—66 reiht er durch drei Strophen hindurch eine Frage an die andere, für die die Antwort immer „nein" lautet.

Das Gedicht 210 „An Elise", das allerdings unvollendet zu sein scheint, besteht nur aus Fragen und enthält sowohl Zweifels- als auch Tatsachenfragen.

G.A. Bürger-Archiv

II. Die Satzverknüpfung.

Die Aneinanderfügung der Sätze ist um so einfacher, auf einer je ursprünglicheren Stufe wir die Sprache finden. Eine Aneinanderfügung, die eines jeden sprachlichen Bindemittels entbehrt, die reine Parataxis, die Nebenordnung einfacher Sätze, bildet den Ausgangspunkt. Daran schließt sich als nächste Stufe eine Nebenordnung mit verbindenden Partikeln, die sich auf zeitliche, räumliche oder logische Verhältnisse beziehen; diese Form bezeichnet Wundt als konjunktive Parataxe. Den Endpunkt der ganzen Entwicklung bildet die Hypotaxis, „die Unterordnung ursprünglich unabhängiger Sätze und die dadurch vermittelte Gliederung des Satzes in Hauptsatz und Nebensätze mittels untergeordneter Partikeln." (Wundt I, 2, S. 305). Wir können eine konjunktive und eine relative Hypotaxis unterscheiden: Bei der relativen Hypotaxis hängt der Nebensatz von einem einzelnen Begriff des übergeordneten Satzes ab; bei der konjunktiven Hypotaxe bezieht sich der Nebensatz auf den ganzen vorhergehenden Hauptsatz.

Bei den verschiedenen Völkern und in den einzelnen Epochen der Sprachgeschichte eines jeden Volkes ist auch die Aneinanderfügung der Sätze verschieden. Ein Volk hat mehr die einfache Parataxe, während ein anderes die Hypotaxe vorzieht. Eine Epoche der Sprachgeschichte liebt lange Perioden und häuft hypotaktische Sätze, während eine andere, weniger ruhige Zeit, ein nervöses Jahrhundert, die Einfachheit wieder anstreben kann. Im folgenden wollen wir den Satzbau der Bürgerschen Lyrik nach den dargelegten Gesichtspunkten untersuchen. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß Bürger in seiner Lyrik, besonders in den volkstümlichen Liedern, einen präcisen Ausdruck anstrebt und kurze, knappe Sätze verwendet. Sehr oft finden wir die reine Parataxe, auf ein sprachliches Bindemittel bei der Aneinanderfügung der Sätze wird verzichtet. Meistens verbindet der Gedankeninhalt in diesen Fällen die einzelnen Sätze miteinander.

Schon an verschiedenen Stellen unserer Darstellung haben wir auf die Lebendigkeit in Bürgers Lyrik hingewiesen und das Affektische in seinem Charakter und seinem Stil erkannt. Die Wirkung des Affekts macht sich auch in der Satzfügung geltend. „Der Satzbau kehrt zur einfachsten Form parataktischer Aufeinanderfolge kurzer, einfacher Sätze zurück." (W. Wundt, I, 2; S. 354). Diese Sparsamkeit

G.A. Bürger-Archiv

des Ausdrucks gibt der Rede eine besondere Wucht, und das Hastige, Lebhafte, Energische kommt zu seiner Geltung. Zum Beispiel Gedicht 78, 1—6 und 33—42. 55, 1—8. 183, 21—25, 181—185, 361—370. Aber auch sonst ist die reine Parataxis in Bürgers Lyrik überaus häufig, und fast in jedem lyrischen Gedicht lassen sich zahlreiche Belege dafür bringen. Als Beispiel wähle ich Gedicht 183, „Das hohe Lied von der Einzigen", aus. Auf ein sprachliches Bindemittel bei der Aneinanderfügung der Sätze hat Bürger in diesem Gedicht in den folgenden Versen verzichtet:

183, 3; 11; 16; 17; 21; 22; 23; 24; 25; 31; 46; 49; 51; 52, 53; 58; 61; 66; 71; 76; 77; 79; 81; 83; 91; 96; 101; 103; 112; 114; 116; 119; 121; 129; 131; 136; 146; 151; 153; 156; 161; 163; 166; 169; 174; 181; 183; 184; 186; 189; 196; 197; 201; 202; 204; 205; 206; 208; 209; 211; 218; 221; 226; 227; 229; 231; 233; 236; 238; 241; 246; 251; 256; 261; 263; 266; 281; 283; 284; 288; 291; 296; 301; 303; 306; 311; 313; 316; 319; 321; 322; 326; 327; 331; 339; 341; 344; 346; 350; 351; 352; 354; 356; 361; 363; 366; 367; 368; 371; 376; 381; 386; 391; 392; 394; 396; 399; 401; 403; 406; 407; 408; 411; 413; 416; 417; 419

Von den drei Arten der konjunktiven Parataxe verwendet Bürger in seinen lyrischen Gedichten am meisten die Partikeln, die logische Verhältnisse ausdrücken; z. B.:

„Und mein edles Selbst ist willig;
Aber seine Kraft ist schwach.
Denn wie soll, wie kann ich's zähmen,
Dieses hochempörte Herz?" (64, 15—18)
„Dennoch mangelt mir Geduld." (64, 160)
„Doch mein Forschen war verloren." (64, 231)

Oft braucht Bürger die Partikeln, die einen Grund oder einen Gegensatz angeben: Grund: 12, 39. 18, 3. 19, 5. 21, 5. 31, 47. 37, 20. 42, 3. 55, 17, 23. 64, 17. 64, 141. 240, 3, 12, 15, 19. — Gegensatz: 18, 53. 22, 77. 23, 7. 37, 11, 13, 71, 118. 64, 16, 160, 188, 223, 231. 226, 3, 5.

Auch die ein zeitliches Verhältnis angebenden Partikeln werden verwendet, z. B. 10, 13—16, 25—28, 29—32, 41—42. Weniger häufig sind die Partikeln, die ein räumliches Verhältnis angeben; am beliebtesten ist hier die Conjunktion: da.

„Da vergiftet nichts die Lüfte,
Nichts den Sonnenschein und Tau,
Nichts die Blum' und ihre Düfte,
Da sind keine Mördergrüfte,

G.A. Bürger-Archiv

Da beschleicht kein Tod die Au';
Da berückt dich keine Schlange,
Zwischen Moos und Klee versteckt;
Da umschwirrt dich kein Insekt,
So das Lächeln von der Wange,
Aus der Brust den Frieden neckt." (183, 271—280)

Ferner: 5, 5—7. 18, 12, 28, 46, 80. 63b, 69, 77. 161, 17.

Sowohl die konjunktive als auch die relative Hypotaxis findet in Bürgers Lyrik Anwendung.

Die konjunktive Hypotaxis z. B.:

„Freund Amor, kannst du machen
Für einen hübschen Kuß,
Daß mir Agneschen lachen
Aus frommen Augen muß?" (8, 1—4)

„Als sie vor 50 ruhmbestrahlten Jahren
Ein schönes Kind,
Ein wunderschönes Götterkind,
Geboren war,
Da brachten sie ...." (160, 20—24)

Andere Beispiele in Ged. 16, 8—13. 18, 76—79. 19, 23—24, 29—32, 67—72. 21, 37—40. 22, 17—24. 27, 11—12. 64, 9—12, 99—100, 137—138, 205—207. Die relative Hypotaxis wird z. B. verwendet in: 8, 5—6, 19—20. 11, 25—28. 13, 9—11. 18, 12—15, 35—39, 78—79, 113—116. 22, 7—8, 41—48, 71—72, 89—91, 92—96. 161, 1—4, 7—8, 29—30, 31—32, 38, 39—40, 43—44.

„Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längst in meinem Busen trug." (182, 1—4)

„Das bezeugen ihm des Pindus Würden,
Die er in der Ohnmacht noch erwarb,
Und die Kraft, die unter allen Bürden
Nicht in zwanzig Jahren ganz erstarb." (186, 21—24)

Verhältnismäßig selten findet sich in Bürgers Lyrik eine Häufung von Nebensätzen; noch seltener werden Nebensätze ineinander geschachtelt. Mit wenigen Ausnahmen sind auch diese Satzfügungen klar und übersichtlich, da Bürger ja kurze Sätze liebt. Eine Häufung von Nebensätzen ist in den folgenden Beispielen zu bemerken:

„Wenn, sonder Erdenmängel,
Verjüngt dein Antlitz blüht,
UndAnmut schöner Engel
Aus deinem Auge sieht;
Wenn sich zur Engelseele

G.A. Bürger-Archiv

Die deinige verschönt,
Und himmlisch deine Kehle
Zur Himmelsharfe tönt;
Dann lohnt sie deine Treue." (22, 105—113)

Zu einer ähnlichen, durchaus klaren und übersichtlichen Periode kommt der Dichter in 24, 49—62.

Eine verhältnismäßig große Zahl von kurzen Relativsätzen findet sich im Gedicht 183, 36—40:

„Denn bis zu den letzten Tagen,
Die der kleinste Hauch erlebt,
Der von deutscher Lippe schwebt,
Sollst du deren Namen tragen,
Welche mich zum Gott erhebt."

Ein In-einander-Schachteln von Sätzen ist in den folgenden Beispielen zu bemerken:

„Herrliche Zeiten!
Als die alten Soras den Wachsstock hielten,
Wenn die Herren des Hauses an jüngeren Dirnen,
Um den Tisch voll Kinder zu kriegen, ihre Kräfte versuchten!"
(15, 8—12)

„Schmelzend im Bekümmernisse,
Daß der Eumeniden Schar,
Die um ihn gelagert war,
Nicht in Höllenglut ihn risse,
Bot sie sich zum Schirme dar." (183, 146—150)

„Göttin des Dichtergesangs und der edleren Rede der Menschen,
Herrliche, die mein Volk nie jener Tempel gewürdigt,
Welche den höheren Geist des Griechen, des Römers, des Briten
Und des Galliers, Zeit und Raum durchstrahlend, verkünden,
Siehe, wir wenigen bau'n, von deinem Odem begeistert,
Rührend das goldene Spiel, das Thebens Mauern erbaut hat,
Aber bewaffnet auch mit dem Schwert und dem Bogen Apollons,
Beides, zu locken die Edlen und fern zu verscheuchen den Pöbel."
(219, 1—8) Aehnlich ist 219, 11—21.

Durch die Häufung der Nebensätze in den zuletzt erwähnten Beispielen, die in einigen Fällen länger sind, als Bürger sie gewöhnlich schreibt, wird das Ganze schwerfällig und schlecht verständlich. Auch in den folgenden Beispielen mögen noch einige schwerfällige hypotaktische Sätze, die aber in Bürgers Lyrik recht selten sind, angeführt werden: 183, 331—338. 250, 191—198. 163, 9—16.

III. Die Wortstellung.

Die Wortstellung ist in der deutschen Sprache halbfrei. In unabhängigen Aussagesätzen steht das Subjekt meist an

G.A. Bürger-Archiv

erster, das Verbum in der gegenwärtigen Schriftsprache stets an zweiter Stelle. Die übrigen Satzteile haben im Deutschen eine freie Wortstellung. Durch eine Umänderung der Wortstellung kann die Wucht der Affekte erhöht werden. Besonders die Voran- und Nachstellung kann eine verstärkende Wirkung, Affektbetonung hervorbringen. Oft stellt Bürger das Objekt, um es deutlicher hervorzuheben, vor das Subjekt:

„Wunder that dein Zauberton." (2, 18)
„Erstorbne kalte Säfte
Belebt dein milder Schein." (22, 39—40)
„Dies süße Mädchen, welches mir
Den Himmel küsset, danket dir,
Dir dankt es feurig mein Gesang." (24, 13—15)

Ferner: 19, 39—40. 64, 131—132, 166—168. 180, 1—2. 183, 131—135. 237, 3—4. 37, 3—4, 85—86.

Seltener als das Akkusativobjekt wird ein Dativobjekt vorangestellt:

„Mir frisches Blut,
Ihr treuen Mut
Und Reiz gewähre!" (18, 124—126)
„Mir danket dann ihr Morgengruß,
Ihr liebevolles Nicken." (21, 21—22)

Auch die Determinationen erfahren wegen ihrer starken Betonung oft eine bevorzugte Stellung im Satze:

„In dem Himmel ist die Fülle
Hochgelobter Seligkeit." (104, 1—2)
„Wie um ihren Stab die Rebe
Brünstig ihre Ranke strickt." (62, 1—2)
„Ueber kräutervollen Rasen,
Ueber Hainen schwebet er." (4, 9—10)
„Morgen bringen ihre Tauben
Sie herab in unsern Hain;
Morgen, unter Myrtenlauben,
Ladet sie zum Tanz uns ein." (4, 61—64)
„Nicht zum Fürsten hat mich das Geschick,
Nicht zum Grafen, noch zum Herrn geboren,
Und fürwahr, nicht Hellers Wert verloren
Hat an mich das goldbeschwerte Glück." (174, 1—4)
„Schön ist die Flur." (18, 52)
„Dankend will ich dir die Hände falten,
Aber bitten weiter nichts von dir!" (186, 51—52)
„Und wär' unendlich auch die Kluft
Von unsrer bis in ihre Luft." (250, 63—64)

Auch eine pointierte Nachstellung kann oft sehr affektvoll wirken:

G.A. Bürger-Archiv

„Wer führt herauf von Osten
Den hellen Ehrentag,
Den lauten Wonnebringer?" (160, 124—125)
„Froh hat sie ihn aufgenommen,
Hat erquickt mit süßem Lohn
Ihn, des Kummers müden Sohn." (183, 76—78)

Die deutsche Sprache kennt auch eine Freiheit der Wortstellung in bezug auf das Beiwort. In der prosaischen Sprache wird das Beiwort vor das Substantivum gesetzt und der Genitiv folgt dem von ihm bestimmten Wort stets nach. Dagegen ist es in der Dichtung noch immer möglich, das Adjektivum dem zugehörigen Substantivum nachzusetzen und den Genitiv dem von ihm bestimmten Substantivum voranzustellen. Sehr selten setzt Bürger das Beiwort nach:

„Dann erkenn' ich zwar und finde
Krankheit, schwer und unheilbar;" (64, 221—222)
„Auf Rebenbergen fern und nah', . . ." (24, 21)
„Sie durch Zonen, kalt und feucht,
Dürr und glühend, ihn gescheucht." (183, 47—48)

Ferner: 76, 4. 234, 1.

Aber außerordentlich häufig macht unser Dichter von der Freiheit Gebrauch, das Genitiv-Objekt dem zugehörigen Substantivum voranzusetzen:

„Des Armen ganzer Reichtum ist
Die goldbemalte Leier." (12, 5—6)
„Des Busens und des Hauptes Zier
Sind Ros' und Myrt' in einem Büschchen." (37, 43—44)
„Wer gab zu Liebesred' und Sang
Dem Mädel holder Stimme Klang?" (61, 31—32)

Ferner in vielen anderen Fällen, z. B. 24, 54. 61, 8, 18, 23, 30, 42, 48. 160, 131. 176, 13. 183, 54, 59, 266. 185, 23, 34, 35, 38, 40, 41.

Sehr häßlich ist die Wortstellung, wenn eine Komposition durch ein Einschiebsel getrennt wird, z. B.:

„Als der erste Frühling blühte,
Wand aus stiller Wasserflut,
Wand sich Venus Aphrodite,
Coelus allerreinstes Blut,
Langsam aus des silbergrauen
Ozeans geheimem Schoß,
Angestaunet von den blauen
Wasserungeheuern, los." (4, 45—52)
„An der empor, wie um den Stab des Weinstocks Ranke,
Mein Glück so blühend lief." (145, 11—12)

G.A. Bürger-Archiv

In Gedicht 183, 26—30 ist das „an" zu weit von dem zugehörigen „Halt" entfernt:

„Halt' in jedem Elemente,
Halt' in Garten, Hain und Flur
Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feier stören könnte,
Halt' den Odem an, Natur!"

Schluß.

Die Stilmittel eines Dichters sind nicht äußerlich aufgesetzter Schmuck, sondern sie sind vielmehr Kundgebungen seines Ichs, seines Charakters, seiner Lebensauffassung und Weltanschauung.

Ziehen wir zum Schluß noch einmal kurz die Verbindungslinie zwischen Kapitel I, in dem die Psychologie des Dichters gegeben wurde, zu den Kapiteln II—IV, die von dem Stil seiner lyrischen Gedichte handelten, so erkennen wir folgendes:

Die Anschaulichkeit von Bürgers Phantasie gibt sich in den Metaphern kund, in denen abstrakte Vorstellungen mit sinnlichen verglichen werden (vgl. S. 72). Auch durch die Beiwörter weiß der Dichter die Anschaulichkeit bedeutend zu erhöhen (vgl. S. 79). Abstrakte und entfernt liegende Gegenstandsbegriffe verbindet er mit sinnlichen Beiwörtern. Ferner sind die Vorstellungen der umschreibenden Apperzeption viel anschaulicher, sinnlich faßbarer; sie erregen daher das Gefühl und wirken ästhetisch (vgl. S. 81). Auch durch die Kumulation wird die Anschaulichkeit gefördert und das gegenständliche Denken kommt zum Ausdruck (vgl. S. 86—87).

Für die kombinatorische Phantasie, die bei Bürger ziemlich schwach entwickelt war, kommen vor allem die Metaphern in Betracht. Meistens verbindet Bürger in ihnen Vorstellungen, die nahe beieinander liegen. Er nimmt seine metaphorischen Vorstellungen aus der ihn umgebenden Natur, aus dem Tierleben und menschlichem Leben, besonders gern aus dem Liebes- und Geschlechtsleben. Viel seltener verflicht er die Naturgewalten, Sturm und Wirbelwind, den zornigen Strom, das brausende Meer oder Sonne, Mond und Sterne in seine Vergleiche (vgl. S. 66—71). Viele seiner Bilder wiederholen sich recht häufig und widersprechen der Norm der Abwechselung und der Neuheit. Meistens legt Bürger nur kurze Strecken im metaphorischen

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv

Gebiet zurück; selten dagegen erhebt er sich zu höherem Schwung der Phantasie, indem er längere Zeit im metaphorischen Gebiet verweilt (vgl. S. 72).

Daß die Derbheit der Manier Bürgers auch auf seinen Stil Einfluß ausübt, ist schon auf den Seiten 51, 52 und 56 dargelegt worden. Derbheit und Uebertreibungen haben wir ferner in den Metaphern beobachten können (vgl. S. 73). Aber auch auf seinen Wortschatz hat diese Manier bedeutend eingewirkt (vgl. S. 95—97); er sucht, neues Leben aus der Umgangssprache zu ziehen, artet jedoch häufig in diesem naturalistischen Bestreben aus; besonders in den polemischen und satirischen Gedichten häuft er derbe und niedere Ausdrücke.

Die von Bürger angestrebte Klarheit und Deutlichkeit wird durch Antithesen und Metaphern erzielt (vgl. S. 71—72 und S. 75—76).

Unser Dichter ist niemals in seinem Leben zu einer einheitlichen, tiefgründigen Lebens- und Weltanschauung gekommen. Das hat auch ungünstig auf seinen Stil eingewirkt: Weder in Metaphern noch in Symbolen ist es ihm gegeben, uns die innersten Geheimnisse und eine tiefe Weisheit, die auf den Urgrund der Dinge zurückgeht, zu offenbaren (vgl. S. 65 und 74).

Ganz außerordentlich ist Bürger den Affekten unterworfen; die Affekte der Unlust überwiegen bei ihm und geben vielen seiner Gedichte eine elegische Grundstimmung (vgl. die Seiten 30, 36, 39, 40, 41, 42, 44). Seltener herrschen die Affekte der Lust bei ihm vor, die eine glückliche, rein lyrische Stimmung zustande kommen lassen (vgl. die Seiten 30, 34, 37, 40, 43). Schon mehrfach haben wir auf den bedeutsamen Einfluß der Affekte auf den Stil in Bürgers Lyrik hinweisen können. Dieser gibt sich vor allem in den subjektiven ästhetischen Apperzeptionsformen (vgl. S. 81 bis 90), in dem häufigen Gebrauch von Gefühls-, Wunsch-, Befehls- und Fragesätzen (vgl. S. 104—107), in der bemerkenswerten Einwirkung auf die Satzfügung (vgl. S. 109) und Wortstellung (vgl. S. 112) kund.

Der erotische Trieb, die heiße Leidenschaft und Sinnlichkeit, die Bürgers ganzes Leben beherrscht und viel Unheil und Verwirrung über ihn gebracht haben, machten sich auch in seinem Sprachstil geltend. Sie erfüllen seine Lyrik mit kräftiger leidenschaftlicher Sinnlichkeit (vgl. S. 32), sie lassen ihn aber auch oftmals gegen die Normen der Abtönung und der moralischen Anschauung verstoßen, wie zum

G.A. Bürger-Archiv

Beispiel auf den Seiten 31, 40, 42, 46, 49, 53, 54 und anderen dargelegt worden ist.

Auch in den Metaphern, die aus dem Liebes- und Geschlechtsleben entnommen sind, spielt die Erotik oft eine große Rolle; einige hätten dringend der Abtönung bedurft (vgl. S. 68—70). Ferner macht sich das Erotische in den Beiwörtern geltend (vgl. S. 80).

So haben wir, entgegen der veralteten Anschauung von einem äußeren Schmuck der Rede und grammatischer und rhetorischer Wort- und Sinnfiguren, auf Schritt und Tritt den Einfluß der Persönlichkeit auf den Stil, auf die künstlerische Gestaltung des Wortes erkannt.

Zugleich hoffen wir aber auch, die Lyrik Bürgers, die im Vergleich zu der Würdigung, die seine Balladen erfahren haben, immer recht stiefmütterlich behandelt und vernachlässigt worden ist, einer gerechten Beurteilung unterzogen zu haben. Auch mit einigen seiner gelungensten lyrischen Gedichte darf der Dichter der „Lenore" jedenfalls unsern Größten ebenbürtig zur Seite gestellt werden.

G.A. Bürger-Archiv

Lebenslauf.

Ich, August Hermann Theodor Barth, evangelischer Konfession und hamburgischer Staatsangehörigkeit, wurde am 11. November 1887 als Sohn des Obertelegraphenassistenten August Bernhard Barth zu Altona geboren. Von Ostern 1897 bis Ostern 1903 besuchte ich die Realschule meiner Vaterstadt und sodann die Oberrealschule a. d. Uhlenhorst zu Hamburg. Hier bestand ich am 22. Februar 1906 die Reifeprüfung und bezog zum Studium der deutschen und englischen Philologie sowie der Geschichte die Universität Göttingen. Im S. S. 1908 ging ich nach Marburg, wo ich am 23. Februar 1910 das Examen rigorosum bestand. Im folgenden S. S. bezog ich die Universität Edinburgh und bereitete mich dann in Hamburg und Marburg auf das Staatsexamen vor, das ich am 28. und 29. Oktober in Marburg ablegte. Seitdem bin ich im hamburgischen Schuldienst tätig.

Vorlesungen hörte ich bei den Herren Professoren und Dozenten: Baumann, Beacock, Borchling, Bousset, Brandi, Brie, Cohen, Elster, Glagau, Lehmann, Mirbt, Mollwo, Morsbach, Natorp, v. d. Ropp, Savory, Schröder, Schücking, Schwarz, Stein, Tamson, Verworn, Viëtor, Vogt, Weißenfels, Wenck, Wrede.

An Seminaren und Uebungen ließen mich teilnehmen die Herren Professoren und Dozenten: Beacock, Elster, v. d. Ropp, Savory, Schröder, Stein, Tamson, Viëtor, Vogt, Weißenfels, Wrede.

Allen meinen verehrten Lehrern, besonders Herrn Professor Dr. Ernst Elster, spreche ich meinen herzlichen Dank aus.

G.A. Bürger-Archiv
G.A. Bürger-Archiv